



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

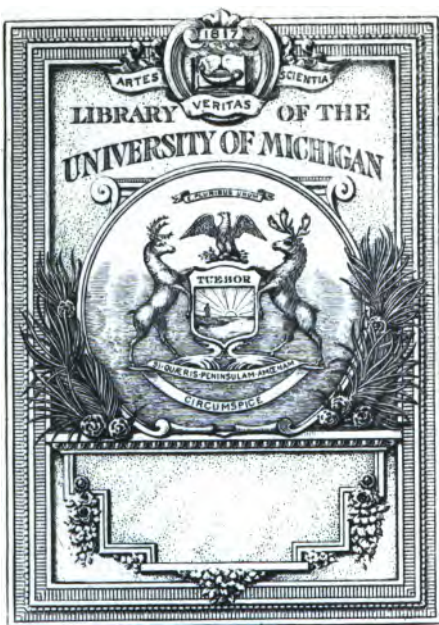
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





838

S334wa0

S95



Über  
Schillers  
**Wallenstein**

in Hinsicht  
auf  
griechische Tragödie.

---

Von  
Johann W. Süvern.

---

Berlin, 1800.

In der Buchhandlung der Königl. Realschule.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.

Germany



German  
nigh

---

2-7-46

42296

Die alte Tragödie ist uns größtentheils noch verschlossen, von Wenigen ist sie gekannt, von Wenigern verstanden. Ehe wir nicht in diese eine vollkommene Einsicht gewonnen haben, werden wir in Ansehung der Tragödie überhaupt im Dunkeln bleiben. Denn unsre modernen Trauerspiele sind eben so wenig Tragödien, als das Heldengedicht ein Epos ist, und *Shakespeare's* Hauptseite ist mehr

das Romantische, als das rein Tragische.

Der *Wallenstein* war mir bey der Mangelhaftigkeit unserer Kunstlehren Aufforderung, gegenwärtigen Versuch bekannt zu machen.

Er soll nicht Vorläufer eines neuen Systems von Regeln seyn, da ich nur zu gut weiß, auf welchem groben Mißverständnisse unsere Kunstlehren und Poëtiken beruhn. Das Einzige, was man thun kann, ist, ein schon vorhandnes, durch eigne Schöpfungskraft erzeugtes Kunstwerk genetisch erklären. So hat jedes Gedicht seine eigene Poëtik wie seine eigene Erklärung, und jede Dichtungsart eine allgemeine Theorie ihrer Entstehung, die sich nie in Regeln und For-

v  
meln verwandeln läßt, ohne alle  
Entfremdung vom Geiste der Poë-  
sie. Die Muse wie die Religion  
sind über alles System unendlich  
erhaben; beyde sind nur für kind-  
liche Gemüther, wie sie auch nur  
in diese ihre heiligsten Offenba-  
rungen ergießen.

Eben so wenig wünsche ich,  
daß er als durchgeführte Kritik  
angesehen und beurtheilt werde.  
Als Probe einer größern Schrift  
über *das tragische Theater der  
Griechen* mag er gelten, wo man  
auch ausführlichere Entwicklung  
und gründliche Bestätigung der  
hier nur kurz und dürftig angede-  
teten Ideen erwarten kann.

In Ansehung der Übersetzungen  
erinnere ich noch, daß sie nicht

durchaus als Probe dienen können. Wo es auf genaue *antike* Nachbildung und treue Darstellung eines alten Tragikers ankäme, würde ich theils, außer sorgfältiger Vermeidung andrer Inkorrekttheiten, den trimetrischen, nicht den fünfßüßigen, Jambus gebrauchen, theils auf die Chorgesänge Grundsätze anwenden, die mir selbst erst während dieser Arbeit ganz deutlich geworden sind.

---

---

Ἐκτὴ γὰρ κατηγορεῖν ἀνδρὶ παλαιῷ εὐχ' ὄσιν.

Schol. Sophoc. ad Aiac. v. 815.

Jedes ächte Kunstwerk beruht, wie alles Organische, auf *einem* Mittelpuncte, einem *Triebe*, von welchem sein ganzes Leben und seine Bedeutsamkeit ausfliessen, aus welchem das Ganze sich *bildet*, und zu welchem alle seine Theile wieder zurückdrängen. Diese *seine* Beschaffenheit, nach welcher sich Alles vollständig und bestimmt aus einem solchen Puncte, durch einen sol-

chen Trieb, organisirt hat, und auf ihn allein auch wieder zurückweist, nach welcher es sich weder disseite noch jenseits des Wirkungskreises desselben ausdehnt, sondern gerade diesen ausfüllt, macht seine *ästhetische Einheit und Selbstständigkeit* aus.

Diesen *einen* Punct des Lebens gefunden, ihn in der Anschauung klar aufgefaßt, und in seinem Bildungsgange verfolgt zu haben, heißt, *ein Kunstwerk verstehen*. Ohne dies ist kein ächtes Verständniß desselben möglich; und nur wer seine Organisation so ab- und zurückzuleiten vermag, ist berufen, es zu *erklären*.

Wie dies geschehe, und durch welche Functionen des Geistes es bewirkt werde, hätte eine *allgemeine Hermeneutik* nachzuweisen, die wir bis

jetzt in diesem Sinne noch nicht kennen. So viel können wir sehn, daß man durch Selbstthätigkeit des Geistes (welche von der Thätigkeit des Künstlers nur darin unterschieden ist, daß dieser völlig frey schaffend, der Beschauer hingegen, geleitet durch das beschauete Werk und folgend jener freyen Thätigkeit, bildet) das Kunstwerk in sich gleichsam *produce*, sich so auf den Punkt hebe, aus welchem es hervorst wächst und man in sein inneres Geheimniß blicken kann, und es in allen seinen Zweigen begränzt sich zur Anschauung hinstelle.

Ist dies gelungen und gehörig durchgeführt, so ist die Einsicht in das Kunstwerk an und für sich abgeschlossen, und dies ist die *erste Stufe* des Verstehens.

Daß auf dieser jeder stehe, welcher sich Beurtheilung desselben anmaast, ist das Geringste, was der Autor, der Künstler fordern kann. Er kann darauf dringen, daß man das beschauete Werk rein und unverfälscht, wie er es gegeben, vor den Augen seines Geistes entwerfe, daß man so viel Gewalt über sich gewinne, es gänzlich abgetrennt von seinen subjectiven Gefühlen, Ansichten, Meinungen zu betrachten, und aus sich selbst zu beurtheilen; und daß, wer dies nicht vermag, oder gar nicht versteht, was es heiße, sich seines Urtheils geziemend bescheide. Und ohne Widerrede darf der würdige Autor Anspruch machen, daß man eher strebe, sein Werk aufs Würdigste zu verstehn, sich zu ihm zu erheben, als man sich vermesse, über



irgend etwas, seinem Gaumen nicht gleich Behagliches, zu richten.

Ob eine solche Bescheidenheit, die einzig zur Wahrheit führen kann, jetzt häufig zu finden sey, und die Kunst demnach, welche mit so herrlicher Vorbedeutung unter den Deutschen ihr Haupt zu erheben anfängt, einen gedeihlichen Boden, den ehrfurchtsvollen und anspruchlosen Sinn antreffe, der ihr gebührt, darüber entscheide nicht ich, sondern die Erfahrung selbst. Dem Hohen Göttlichen nähert man sich mit der nämlichen Keckheit, wie dem Niedrigen, Gemeinen; der leichtfertige Beyfall klebt mit ärmlicher Genügsamkeit am Staube, wie der kleinliche Tadel; durch Hülfe einer milzsüchtigen Kritik verwandelt sich schnell das große Ideal im Sinne

der Menge in die gemeinste Alltäglichkeit, und mit Wehmuth mag man wohl sprechen: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“ Darum ruht auch in den edelsten Meisterwerken die Blume der Kunst ihren Augen verborgen, wie die Antike in dem geweihten Boden Hesperiens! — über ihm wandeln die Sterblichen hin, ohne das Leben zu ahnen, das geheimnißvoll unter ihren Füßen schlummert.

Doch giebt es noch eine *höhere Stufe*, die aber, wie jene erste, durch keine Lehre und Unterweisung erreichbar gemacht werden kann, wo du von dem Geiste des Werkes zu dem seines Schöpfers selbst geleitet wirst, in ihn eingehst, und ihm mit reinem Gegenklange antwortest. Denn im innersten Leben empfängt jeder ächte Künstler,

bilde er nun in Rede, in Marmor, in Tönen, oder worin es sey, den Keim seines Werks, und nicht sorgsamer und zärtlicher hütet die Mutter das Kind in ihrem Schoofse, als er ihn pflegt und tränkt bis zur Zeit der Enthüllung. Dann blühet es auf in seiner Pracht: der Geist sucht den Punct, worin es mit seinem Leben zusammenhing, dringt bis wo der Keim zuerst entsproß, und ist nun eingeweiht in des Schöpfers Allerheiligstes.

Hier ist die *Vollendung* des Versteehens, das Werk gleichsam zu belauschen in den zarten Fasern, wodurch es mit dem mütterlichen Boden verwachsen war, aufzuzeigen, wie es entstand und durch welche Kräfte es sich bildete. Denn so verstehst du nicht bloß das Werk mehr, sondern den

Künstler selbst, in dessen Geist und geheimstes Dichten du eingehst, oder vielmehr es in dich selbst aufnimmst. Jetzt erst hebt das vollständige Erklären an, jetzt ist man im Stande, die Bildung der einzelnen Theile, ihr Ausbreiten und Zusammenfließen nicht bloß, sondern des ganzen Werkes, *genetisch* nachzuweisen, es schwebt klar und hell vor uns und entfaltet sich in seiner Fülle vor unsern Augen.

Und da liegt auch allein höchster Kunstgenuß, Quelle ächter *Kritik*, welche den Bahnen des Geistes zu folgen, darum weit vorauszusehn, zu diviniren, zu ergänzen vermag. Denn das ist das Streben jedes zur Selbstbildung erwachten Menschen, immer mehr sich bewußt zu werden, wie sein ganzes Geschlecht in ihm vereinigt sey, das heißt

so wie die Gesetze seiner Bildung aufzuzeigen, so alle Erscheinungen zu verstehen und zu erklären, die es je nach denselben hervorbrachte, welches doch ohne Zweifel nur in und durch uns selbst möglich ist. Und in jedem einzelnen Falle, wo es gelungen, fühlt man sich eingetaucht in das Meer des ewigen Webens und Schaffens, das schnell verblühete Leben des Künstlers grauer Vorzeit wacht neu in dir auf, und die Saite der Liebe, die von Anbeginn tönte, hallt in deiner Brust wieder.

Weil aber hiebey alles auf leises reizbares Gefühl und unmittelbare Anschauung ankommt, so wird jeder Versuch einer Beschreibung oder Erklärung doch gegen diese matt und fruchtlos seyn.

Das Leben, der Geist des Werks will und kann nur gefühlt und geschaut werden, er schwindet und stirbt, sobald er dem Begriffe unterthan wird. Will man ihn bestimmt denken, so geschieht das freilich nicht anders als durch Hülfe des Begriffs; nur wird man nicht wännen, daß in diesen die Glut des Lebens könne gebannt, in ihm der Geist voll und treffend dargestellt und mitgetheilt werden. Allenfalls nur durch eine neue Kunstbildung könnte man eine schon vorhandne wiedergeben wollen, die Anschauung in Musik, die Musik in Anschauung übersetzen, wie die alten Bildhauer in Marmor die Gruppen der Tragödie darstellten, alte Dichter in Epigrammen und die Neuern in Sonetten auf Kunstwerke, zart und leise den Geist aushauchten,

welcher aus diesen zu ihnen übergeströmt war. Aber da findet sich jene erste Schwierigkeit wieder; aus dem Kreise derer, die schon innern Beruf mitbringen, tritt das Werk nie heraus.

Wer es demnach unternimmt, ein Kunstwerk zu beschreiben, zu erklären, der versteht sich selbst nicht, wenn er es in irgend einer andern Absicht thut, als diejenigen, welche es schon kennen, oder noch kennen lernen werden, aufmerksam zu machen auf den Standpunct, wo sie vielleicht das Leben, die Bedeutung desselben fassen mögten, um sie alsdann eben so in sich selbst wieder aufzunehmen. Nur andeuten, fein berühren kann man, nicht aber die erforderliche Selbstthätigkeit durch noch so consequentes Raisonnement hervorbringen.

In dieser Meinung wage ich den schwachen Versuch, über eine sehr erfreuliche Erscheinung unsrer Zeit, den *Wallenstein*, zu reden. Nicht eine ausführliche Entwicklung desselben wird man, nach dem Gesagten, von mir erwarten; nur seine Umrisse anzudeuten, die Hauptfäden bemerkbar zu machen, an denen das Ganze hängt und fortläuft, werde ich mich bemühen, wobey ich Gelegenheit nehmen werde, etwas weiter in das Feld der tragischen Dichtung überhaupt einzugehn.

*George Forster* äußerte in seinen Ansichten die Behauptung, jeder Kunstbildung liege eine Geistesschöpfung aus abgezogenen Begriffen zum Grunde, nach welcher der Künstler im



Materiellen wirke, und sein Werk sey eigentlich die Ausströmung des metaphysischen Reichthums, den er sich aus unbefangnen Anschauungen der Natur erworben.

Ohne Zweifel entstand ihm diese Meinung aus dem sehr richtigen Gefühle des wahren Wesens ächter Kunst, des Principis, wodurch sie so mächtig wirkt, und, bey seinem feinen offenen Sinne, auch ihn vor Allen zu ergreifen im Stande seyn konnte. Allein durch eine unvermerkte Täuschung trug er den metaphysischen Begriff, vermittelt dessen er selbst sich diesen Effect zu denken versuchte, auf den Künstler über, und legte ihm als leitendes Regulativ unter, was eigentlich nur schwache Übersetzung einer höhern Anschauung war.

Denn allerdings liegt der Ursprung des Kunstwerks in dem Übersinnlichen, gleichsam in dem Herzen der Welt, so wie eben da auch sein Ziel ist. Hier, in dem Vaterlande der Menschheit, ist der Künstler heimisch nicht durch Begriffe, sondern durch That, durch lebendiges Gefühl. Der mächtige Urtrieb nach Unendlichkeit und Göttlichkeit, welcher auf einmal in seiner ganzen Kraft sich nicht ausbreiten kann, wird *strebend*, neigt sich zum *Bilden* überhaupt, indem er entweder durch Handeln im Leben sich Luft macht, und aus sich eine Welt schafft durch allmähliges Gestalten; oder in den Offenbarungen heißer Sehnsucht einen Tropfen seines Feuers auf die entzündbare Phantasie wirft, und in ihr sich eine Gestalt bildet, in welche er sein gan-

zers Wesen zaubert; und die Abmun-  
 gen eines höhern geistigen Daseyns  
 niederlegt. Nur durch seine Ruhe und  
 Harmonie entsteht Schönheit der Form,  
 Ebenmaafs der Verhältnisse, nur durch  
 ihn tritt Leben in die Gestalt; welche  
 die Geschicklichkeit der Hand auch vor  
 dem Auge des Leibes entstehen läßt, in  
 welcher unser innigstes Sehnen ruht,  
 weil sie uns den Blick in eine Welt öff-  
 net, von wo sie ausgeht, und wohin wir  
 ewig streben; in ihr begegnet sie uns.  
 Musik ist das Erste und Höchste! Als  
 in diese nach dem Sturme wilder Lei-  
 denenschaften das Gemüth aufgelöst war,  
 und ruhiges Sinnen folgte, verwandel-  
 ten sich ihre nur fühlbaren Harmonieen  
 auch in Rhythmus fürs Auge, und der leise  
 Gesang der Seele begleitete das klare An-  
 schauen, das leicht über die Form hinglitt!

Aber gerade hier ist die große Gränzscheidung zwischen Alten und Neuern, wenigstens in Ansehung der Poesie. Wenn jene ohne alles ihr Zuthun, nur durch heilige Begeisterung der Götter geweiht, der Lyra Töne entlockten, und von ihnen auf den unwandelbaren Stufen der Menschheit zur Vollendung geleitet, in ihren Schöpfungen eben so viele treue Abbildungen derselben aufstellten; so folgten diese dem Wege, den sie sich mit Willkühr nach den Erkenntnissen des Verstandes vorzeichneten.

Dein als man anfang, über das Vorhandne zu forschen, wurde zuerst die Einheit und freye Bildungskraft des Geistes gestöhrt. Die *bloß theoretische* Vernunft nemlich, findet nur Wahrheit, wenn sie das rechte Object

ergreift, das aus der lebendigen praktischen Quelle entspringt, und ist sie einmal thätig, so keimt, nach langem vergeblichem Suchen nur aus neuer Vereinigung mit dieser der Anfang höherer Vollendung. Nichtig hingegen ist alles, was nach Zwecken hervorgebracht ist, die aus ihrer Trennung entstanden. Darum konnte bisher so wenig eine allgemeingültige Theorie der Kunst möglich seyn, als ein ächtes Kunstwerk hervorgehn, wenn man nach Regeln arbeitete, die man von den Alten abstrahiren wollte, ohne doch ihren Geist zu fassen.

Bis endlich der Mensch, von einer geläuterten Philosophie geleitet, in sein Innerstes einkehrte, dort das wahre Object alles Handelns und Dichtens fand, die Urbilder der Alten hier wieder erkannte. Von jetzt an ist es nicht

bloß möglich, die Alten herzustellen, sondern, da die Flur entdeckt ist, wo ihre Blumen wuchsen, noch einen reicheren volleren Kranz davon zu sammeln.

Von den neueren Dichtern, einige romantische ausgenommen, kann also auch Forsters Ausspruch gelten. Nur daß die Natur, aus welcher sie ihre Anschauungen sich erworben, die idealische in ihnen selbst, der Schlüssel zu der Allegorie der äußern, ist, und die Begriffe sich doch wieder in Einheit, zum ungetheilten Gefühle der ganzen Menschheit verschmelzen müssen, wenn man an den Kunstwerken nicht das Bedachte, das nach Zwecken Berechnete, das *Rhetorische*, bemerken soll, welches sich schwer verbergen läßt.

Als den Repräsentanten der Neuern in dem eben angegebenen Sinne, kann

man, vornemlich in Ansehung der Tragödie, Schiller betrachten. Die Theorie geht bey ihm der Kunst immer zur Seite, Philosophie, Studium der Alten und der übrigen Meister haben ihn genährt, und die Geschichte hat ihm Stoff gegeben, die Resultate seines Denkens und Sinnens in Bildungen darzustellen.

Seine ersten Stücke haben, wie die meisten Neuern, den Streit der Leidenschaften zum Elemente, und zeichnen sich nur durch Stärke, Kraft und Außerordentlichkeit aus. Im Carlos sind die Spuren der Philosophie unverkennbar, die Leidenschaften wirken da nur im Dienste eines höhern Interesse. Auf ein ganzes im Joche des Aberglaubens und Despotismus senfzendes Jahrhundert, und das mächtig entgegenwirkende Streben der Menschheit

werden unsre Blicke gerichtet; und nicht sowohl die unglückliche Liebe, das Opfer der Freundschaft, als die zerstörte Blume rührt uns, die ein hervorragender Geist pflanzte; die Erwartungen und Hoffnungen der Menschheit in ihr zu zeitigen.

Welchen Zweck der Dichter bey diesem Stücke vor Augen gehabt, sagt er selbst: „Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten seyn müssen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaft waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu beselen, und als wirkende Motive in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Lichte zu zeigen.“



Mag ihm dies auch noch so gut gelungen seyn, so ist das Ganze doch noch nicht Tragödie. Denn diese hat keinen *didactischen* Zweck, und wenn er auch auf Praxis geht; Darstellung von *Handlungen* ist ihr Hauptzweck, und nicht jede Handlung, die sich in Trauer endigt, ist schon tragisch. — Dazu wird sie mehr durch eine gewisse Beschaffenheit, durch ihre Materie, und diese Beschaffenheit ist nicht eben ihr moralischer Ursprung oder Tendenz, sondern eine andre, die sich im Verfolg ergeben wird.

Nur eine tragische *Spur* möchte ich hier entdecken und zwar im *Posa*, welcher durch eignes Handeln sich selbst seinen Fall herbeyführt. Doch treibt er ihn zu sehr mit Vorsatz,

und jede so voll dargestellt, als die Griechen in den verschiedenen Gattungen ihrer poetischen Kunstwerke; deren jede Resultat einer Stimmung ist, welche auf dem Wege zur Vollendung liegt. Aus dem leisen Hinschweben der Phantasie, dem zarten Auffassen der Objecte, wie dem ersten sinnigen Erwachen des jugendlichen Geistes, erzeugte sich das *Epos*, leicht die Blumen des Lebens wie sie aufblühen zusammenreichend zu schönen Festons, ohne den Kranz zu vollenden. Mitten in kindlichen Spielen erwachte die heilige Sehnsucht, der Jüngling fing an, sich selbst zu belauschen, ein unbekanntes Ahnen rührte sein Gemüth, in die Freude mischte sich Sehnsucht, und in der Trauer ging ihm ein stilles Lächeln auf, die zarte *elegische* Stim-

mung, welcher bald zwey entgegengesetzte sich entwandten. Entweder das Sehnen wurde befriedigt und willig schmiegte sich die Natur dem Verlangen des Geistes. Da entwickelte er sich leicht in den Armen der Liebe zur Göttlichkeit, entfaltete ein fröhliches Daseyn, hauchte in *lyrischen* Tönen Seligkeit des Himmels aus, und erwärmte mit Göttergefühl jeden Gegenstand, den er berührte. Oder durch das Gefühl starken Widerstandes wurde er in sich selbst zurückgepreßt. War er kräftig, so trat sein unendlicher Trieb nach Freyheit nun mit voller Macht auf, die schöne Harmonie seines Selbst wurde zerrissen, er brach den Frieden mit der Welt und begann den Kampf mit der Natur, worin er siegen, oder was an ihm Natur war vernichtet

werden mußte, wenn sie nicht gegenseitig zu schönerer Eintracht zurückkehrten, und die *tragische* Stimmung in *lyrische* sich wieder auflöste. \*)

Hier liegt der Anfang der *alten Tragödie*. Der Mensch im Widerstreite mit der Natur, Freyheit mit der Nothwendigkeit, ist ihr Element: — Ihr Um-

\*) Oder auch in *comische*, die mit dem Leben spielt. Diese war Hauptneigung der Athener, und es läßt sich so leicht erklären, wie sie auf ihre Tragödien in der Aufführung gleich Satyrstücke konnten folgen lassen. Nach diesem ist es möglich, sich mit Willkühr in alle die verschiedenen Stimmungen zurückzusetzen, von welchen deswegen in jedem einzelnen der neuern Dichter so viele und verschiedenartige sich vereinigen können, als selten bey den Alten.

fang und Ziel wird sich im Folgenden ergeben. — Jene ist dargestellt in ihrem ursprünglichen Streben, sich geltend, den Menschen unabhängig zu machen; diese, ihn an den Augenblick zurückweisend, seine Schranken ihm fühlbar machend, und je heftiger er sich empört, desto mächtiger gegen ihn auftretend.

Also nicht in dem engen Kreise des bürgerlichen Treibens und des kleinen Spiels der Kabale drehet sie sich, wo nur Mensch gegen Menschen — oft auch nicht einmal diese — kämpft, Bösewichter durch List und Ränke die wehrlose Tugend besiegen; auch nicht auf irgend eine Zeit, nicht auf die Drangsaale eines Jahrhunderts, unsern Blick zu richten, ist ihr Hauptzweck! Sie hebt uns an die Grenzen der Mensch-

heit selbst, zu der Höhe, wo der Boden unter uns wankt, und wir sinken, wenn wir nicht unsern sichern eigenthümlichen Standpunct zu ergreifen wissen.

Das die Freyheit Beschränkende nannte der Alte *Schicksaal*. Es schwebt über allen Sterblichen, bindet sie unauflöslich mit seinen Stricken, wenn es sie faßt, und selbst Götter sind nur Erklärer und Vollstrecker, nicht Machthaber seines eisernen Zwangs. Wenn Mensch, ohne weitere Bedeutung als seine Figur, gegen Menschen streitet, so sind es nur geringe Kräfte, die einander bekämpfen, der Sieg ohne Erhebung und Freude, die Niederlage sonder tiefe Rührung. Aber hier ringen die beyden Mächte, aus deren Vereinigung des Menschen ganzes Wesen be-

steht. Der Anblick des Kampfes ist schon begeisternd, und, wie für ihn als Sinnenwesen der Ausgang auch sey, die Freyheit, welche aus den Trümmern aufsteigt, hebt uns auf ihren Schwingen in die heimischen Regionen unsers Geistes.

Einzig von dieser geht auch alles in der Tragödie aus. Aus der eignen Brust des Menschen entspringt sein ganzes Schicksaal, von der Freyheit hebt, wie alle Thätigkeit, auch der Streit mit ihm an. Ruhig wandelt er und in stillem Frieden, so lange er in dem Gleise bleibt, das der Menschheit gezeichnet ist. Sobald er aus ihm herausgeschwankt, durch eine unvorsichtige That unter ihre Gränzen tritt, oder im Gefühle seiner Kraft diese über die Schranken ausdehnen will, innerhalb

deren allein bestehen kann, was hienieden gedeihen soll; da werden auch die Naturkräfte aufgeregt, mit denen sie gepaart ist, er wird unterthan den töckischen Mächten, oder der rächenden Nemesis, deren Wirksamkeit nun kalt und finster unaufhaltsam fortgeht, ihn selbst ohne Rettung umstrickt, und indem sie Unthat an Unthat knüpft, sich fortpflanzt von Geschlecht zu Geschlecht, bis sie gesättigt und erschöpft ruhet.

So häufen die Helden der alten Tragödie selbst alles Leiden auf ihre Brust, ziehn das Ungewitter über ihrem eignen Haupte zusammen, indem sie sich unvorsichtig über Gebühr gegen die Götter erheben, oder der unschuldige Enkel, hineingezogen in die



Schicksaalsverkettung, die von seinen Urvätern ausging, zu einer Unthat gedrängt wird, deren Ziel er selbst wieder fallen muß. *Aias* sinkt nicht als Opfer der Kabale der Atreiden und des *Odysseus*, sondern weil er schon bey seinem Zuge von Salamis durch zu großes Vertrauen auf menschliche Stärke die Götter beleidigte, und nun der verhängnißvolle Tag kam, an welchem *Athene's* Zorn sich sättigte, oder er gelöst war. Nicht die Tücke des *Aigisthos* sind es, die *Agamemnon* erschlagen; schon bey der Abfarth von *Aulis*, durch *Iphigeneia's* Opferung, hatte er den Saamen dazu ausgestreut; *Hektor's* Fall hatte ihn erhoben höher als Menschen ziemt, nahe daran gränzt sein Untergang, und er hat sich selbst hingegeben dem Flüggeiste, der von

seinem Urvater *Tantalos* an durch sein Geschlecht wüthet. Und der hohe Dulder *Oidipus*! — Er selbst hatte seinen Vater erschlagen, mit seiner Mütter Kinder gezeugt, unwissend und unschuldig, aber einmal dem eisernen Geschicke zum Opfer geweiht, das türkisch sein Haus untergrub. Da ist es also auch nicht Frevel und Schuld, welche sie stürzen. Die That ist ihre, der Wille nicht iammer. Ein höherer Richter schwebt über ihnen und spricht sie frey, während die Moral der irdischen Beschränktheit sie verdammt. Sie traten einmal unvorsichtig in die Reihe der Naturkräfte, vermögen ihre mechanische Causalität nun nicht mehr zu hemmen. Blind begehn sie häufig das Verbrechen und erkennen es erst, nachdem sie von seinen Folgen schon gefesselt sind.

Durch uralte Göttersprüche und Weissagungen der Seher ist dieser Gang des Schicksaals befestigt. Ihr Verhängniß wissen die Menschen, aber nicht die bestimmte That deutlich, wodurch sie es herbeyführen werden. Und gerade der ahnungsvolle Zeitpunkt, wo sie ringen, es zu entfernen, und durch jede Anstrengung es nur verstärken, ist der Schauplatz der Tragödie. Der Mensch hält das Geschick nicht sowohl auf, als er es nur aufzuhalten *strebt*; aber gerade durch dieses Streben beschleunigt er es um desto mehr. Er wähnt, es abgewendet zu haben, und ist schon vermessen in seiner Sicherheit; aber nur dichter hat er sich umzogen. Er reichte selbst die Hand zu der Mine, in der fürchterlich und ge-

des Lebens, und des Glücks und Unglücks. Denn auch das Glück besteht in Handlung, und der Hauptzweck der Tragödie ist Handlung, nicht Qualität!"

Diese *Antithese* der beyden Welten, die im Menschen sich vereinigen, und welche die alte Tragödie darstellt, wird in ihr vollendet durch die *Synthese* derselben, und sie ist schon in der Mitte geschlossen *noch während* jene herrscht: Zwischen dem Streite der Elemente hindurch tönet lyrisch die Saite der Vereinigung des Göttlichen mit der Natur, und ihres Friedens in der irdischen Beschränktheit. Der *Chor* dient nicht etwa als Nebenperson, um irgend einen Character als Folie zu heben, oder zu erklären, um ihm Gelegenheit zu geben, sich zu zeigen. — Denn dies ist eben, um es beyläufig zu er-

wähnen, ein Hauptmoment des Unterschieds der griechischen Tragödie von der modernen, *dass sie immer nur die einzelne, einfache, genau begrenzte und ganz individuelle Gruppe ausbildet, die in ein Verhängniß verstrickt ist.* Fremder Hülfe, Personen, die Intrigue machen, bedarf sie nicht, um jene zu erklären, da sie *organisch und in höchster Fülle der Selbstständigkeit von innen hervorwächst.* — Auch tritt der Chor in der vollendetsten Tragödie, der sophokleischen, nicht als Theilnehmer der Handlung und des Schicksaals auf. In ihm hallen immer die klarsten und feinsten Laute des Geistes zurück, welcher durchs Ganze webt. Es spiegeln sich in ihm die Wege des Schicksaals, er setzt die um ihn her schwankende, mit sich selbst kämpfende Menschheit,

ins Gleichgewicht, lehrt Mäßigkeit, Bescheidenheit und genügsame Hoffnungen, und zeigt, wie, zwar nicht durch Fügung und Unterwerfung, aber durch besonnenes allmähliges Schaffen, durch Ausfüllen des gegenwärtigen Augenblicks, die Freyheit in Frieden mit der Natur bestehn könne. In ihm schwebt die Harmonie der Menschheit, der Mittelstand, den man erkennen und bedenken soll; auf beyden Seiten keimt Unheil, hier gewaltsame Zerstörung, dort Niedrigkeit und Verwerfung, in ihm bescheidne Größe, Ruhe und Frieden.

Und darum ist sein Gemüth oft so tief und blickt ins innerste Wirken der Schöpfung, sein Sinn reizbar, zart und empfänglich. Das erste vornemlich im Aischylos. Denn in ihm stehn die

beyden Massen schroff und stark gegen  
 einander; deswegen muß der Chor auch  
 immer so gewaltig tief fassen und küh-  
 ne Griffe thun, die beyden Enden zu  
 vereinigen. Seine Gesänge tönen dar-  
 um hervor, wie aus den Fernen ei-  
 ner andern Welt, und gleich Götter-  
 sprüchen. (Sortilegis non discrepuit sen-  
 tentia Delphis. Horat.) Sophokles  
 Chor ist mild und sinnig, von ihm geht  
 das innig stille Leben, der sanfte Hauch  
 mit aus, der Anmuth und Milderung  
 über die oft schauderhafte That webt.  
 Mitten unter den Stürmen waltet Mee-  
 resstille in seinen Gesängen, er labt  
 durch Blicke der Ruhe auf friedliche  
 Eilande, auf die Wonne der Liebe und  
 die schönen Tage vergangener Zeiten,  
 und indem er oft eine Blüthe entflohe-  
 nen Glücks und heiterer Jugendjahre,

des zärtlichsten Sehnsens gerade vor den Augenblick der Entscheidung hinpflanzt, erregt er die heiligste Wehmuth. Euripides Chöre sind in sich schön, stehn aber mit den Tragödien selbst in geringem Zusammenhange, und sind fast Blumen zum Putz.

Zu diesem Chore waren Gemüther nöthig, in welchen die Eintracht noch nicht gestöhrt, oder schon wieder hergestellt war. Darum besteht er entweder aus Greisen, oder wenigstens gereiften Männern, welche durch lange Übung und mancherley Ungemach eine väterliche Ansicht des Lebens gewonnen haben, bey warmen Herzen; oder aus jungen Mädchen, in deren Seele unbefangen, unschuldig und bewußtlos die vereinten Kräfte schlummern, und nur der eine reine harmonische Ton



des Lebens halt. Von Weibern kommt

deswegen vorzüglich die Jungfrau vor:

Denn in dem mütterlichen Boden nährt

Sie, ein junges Reis, sich; nicht

die heiße Glut

Des Gottes, Regen drängt es nicht

und Sturm,

In kummerfreyem Leben sproßt es auf!

Bis wo, statt Jungfrau, Weib sie

wird genannt,

Und nimmt der Sorgen Theil in einer

Nacht,

Sey's um den Mann, sey's um die

Kinder fürchtend.

Sophokles.

Ein solcher Chor mag nun auch

wohl ahnend und wahrsagend seyn, wie

er es vornemlich bey Aischylos ist.

Denn ist die alte Tragödie überhaupt

religiös, so ist sie es hauptsächlich durch

**Divination.** Ahnung aber ist nur umgekehrte Erinnerung; der große, offene, helle Geist greift leicht der Reihe der Erscheinungen seiner innern Welt zuvor, und das ruhige, reizbare Gemüth fühlt leise, was auf seinem geraden, unschuldigen Pfade, ihm widerstrebt, und ahnet bang im Herzen, was die Lippe oft nicht prophezeihend reden kann. Daß solche Ahnungen Wirkungen hervorbringen sollten, daran dachte nicht der alte Tragiker, denn er berechnete nicht den Effect. Aber in der Welt, wohin er seine Stücke setzt, erfolgen sie ganz natürlich, und wenn sie noch überdem die Seele des Zuschauers in stiller Erwartung sammeln, und zu hohen Gefühlen stimmen, so durfte er nur um so sicherer hoffen, daß sein ganzes Werk würdig aufgenommen werde.

Das Gesagte wird hinreichend seyn, zwar noch nicht, sich eine vollendete Anschauung der alten Tragödie zu entwerfen, aber doch, die Hauptpuncte, auf welchen der Wallenstein beruht, zu verstehn. Denn bis dahin, scheint mir, hat er sie grösstentheils erreicht; ihren Umfang aber nicht gefaßt. *Eine große, ungeheure That wird durch die Verkettungen des Schicksaals herbeygeführt, dessen Zorn der Held selbst anforderte, nicht durch ein niedriges schlechtes Herz, sondern durch ein Übermaass der Kraft und das Zusammengreifen der Umstände zu einer Handlung gedrängt, welche sein ganzes Haus und alle, die an ihn gebunden sind, Schuldige und Unschuldige, in ihre Folgen verstrickt.* An Selbstständigkeit gleicht er der alten, an weit um sich greifender schauderhafter Wirkung der shakespearischen Tragödie.

Bey dem Geiste muß das Drama gefaßt werden, der von Wallenstein ausgeht, einem Helden, in welchem der Urgeist in mächtigem Leben aufstrebt, der eine Welt im Busen trägt und ein Gefühl unerschwinglicher Kraft. Selbst über der irdischen Gemeinheit erhaben, wie die Sterne über der Erde, knüpft er diese Kraft, die er in seiner Brust greift, an jene himmlischen Gewalten; und bannt das ihm Eigenste an das Fremde, dessen Allmacht der Glaube der Zeit geheiligt hatte. Wer das *in ihm* Aberglauben nennt, der hat kein Organ für den großen Weltsinn, welcher in dem Helden liegt. Es giebt sogenannten Aberglauben, dessen nicht jeder fähig ist. Er entspringt aus dem zartesten kindlichen, oder dem glühenden mächtigen Geiste; die Religion

wird bildend, und ein Herz voll warmen Lebens webt sich selbst aus sich hinaus, vergöttert sich in der Natur rund um sich her, und glaubt in lieblicher Täuschung, es ströme der Quell ihm von freundlichen Mächten zu, der in seinen eignen innersten Adern entspringt. Aus diesem lebendigen Glauben entstanden zuerst die Gottheiten aller Religionen. Ein *Dichter* war es, der zuerst in dem schattigen Baume, in der rieselnden Quelle ein lebendiges Wesen erblickte; ein *Dichter* der Weise, der der Vollkommenheit Urbild mit einem Lichte umwob, dazu kein Mensch kommen kann. In dem gefesselten Sinne, im todten Herzen der Menge, die mit hohlen Formeln spielt, entstand erst der Aberglaube. Wer die religiösen Dichtungen würdig verstehn will, muß

selbst der Religion fähig, sein Herz erwärmt, sein innerer Mensch erschaffen seyn. Darum nimmt den Herzog auch treu die reine Seele, der *Max Piccolomini*, welcher durch Liebe erweckt, durch Liebe zur Andacht, zum Glauben an Götter belebt ist:

Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein  
anderer!

Wie er sein Schicksaal an die Sterne  
knüpft,

So gleicht er ihnen auch in wunder-  
barer,

Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

Und daß *Illo* und seines Gleichen  
diesen Glauben schmähen, daß sie täu-  
schend sprechen:

In deiner Brust sind deines Schick-  
saals Sterne!

Das ist wahrlich nicht die Frucht eines erhellten Geistes, vielmehr eines noch völlig blinden, der Niedrigkeit worin sie sich herumtreiben. Wallenstein erklärt ihm dies herrlich in seiner Sprache:

Du red'st wie du's verstehst! wie oft  
und viehmals

Erklärt' ich dir's! — dir stieg der Jupiter

Hinab bey der Geburt, der helle Gott,  
Du kannst in die Geheimnisse nicht  
schauen.

Nur in der Erde magst du finster wühlen  
Blind wie der Unterirrdische, der mit  
dem bleichen

Bleyfarbenen Schein ins Leben dir  
leuchtet.

Das Irdische, Gemeine magst du sehn,

Das Nächste mit dem Nächsten klug  
verknüpfen,

Darin vertrau' ich dir und glaube dir!  
Doch was geheimnißvoll bedeutend  
webt

Und bildet im Abyssus der Natur,  
Die Geisterleiter, die aus dieser Welt  
des Staubes

Bis in die Sternenwelt mit tausend  
Sprossen

Hinauf sich bau't, an der die himm-  
lischen

Gewalten wirkend auf und nieder  
wandeln —

Die Kreise in den Kreisen, die sich  
eng

Und enger ziehn um die central'sche  
Sonne,

Die sieht das Auge nur, der entsie-  
gelte Blick

Der hellgebohrnen heitern Joviskinder.



Eines solchen Geistes Element ist Schaffen und Wirken, Ruhe tödtet ihn; und weit entfernt, im gegenwärtigen Kreise sich zu beschränken, weckt jeder erreichte Zweck noch mehr seine Kraft, hebt ihn zu einem höhern Ziele. Denn seine ganze Fülle will er in der Welt, die ihn umgiebt, abdrücken, nicht um zu bauen oder zu zerstören, nur um thätig zu seyn nach Würden, sich selbst darzustellen und in seiner Schöpfung sich zu spiegeln. Und so schildert auch Herzog Friedland die Geschichte: Er war stets in sich selbst beschäftigt, und in der Stille, die ihn weit umgeben mußte, hallte ihm nur der Wiederklang eigener Thätigkeit. Auf einen Platz gestellt, wo eine Welt ihm Stoff des Handelns geben konnte, welch

Wunder der Größe, vielleicht welcher Seegen! So hoch war er gestiegen, als die Verhältnisse der Staaten es erlaubten. Aber bald satt des Handelns, das ihm hier verstattet war, strebte er weiter und höher, durch übergroße Gewalt noch mehr aufgefordert, und da ihm die Möglichkeit, weiter zu gelangen, abgeschnitten war, wer mag sagen, ob die rege Kraft, so weit getrieben, so leicht in den scharfen Schranken der Mäßigung zu halten sey, welche die Pflicht ihr zeigt! Und wohl mag man mit Gordon ausrufen:

O Schad' um solchen Mann! Denn  
 keiner mögte  
 Da feste stehen, mein' ich, wo er  
 fiel.

Wir in des Looses Mittelmäßigkeit

'Erfahren nie, noch können wir er-  
messen,

Was sich auf *solcher* Höhe der Gefahr  
In solches Mannes Herzen mag er-  
zeugen!

Nicht Hochmuth, nicht kleinliche  
Meuterey gegen seinen Kaiser, ist also  
die erste Triebfeder von Wallensteins  
Unternehmen. Aber, und das ist das  
Wichtigste, es war selbst von Anfang  
an nicht einmal sein Ernst, es dahin zu  
treiben, wohin es nachher gedieh! Er  
*spielt* mit seiner Stärke, und da er un-  
überwindliche Kraft in sich fühlt, drängt  
es ihn natürlich, sich auch seiner Macht;  
da er alle innere Bedingungen eines  
großen Unternehmens hat, auch der  
äußern, sich zu vergewissern. Darum  
machte er sich Freunde im Heere,

darum fing er die Unterhandlungen mit den Schweden und Sachsen an, keineswegs weil er wirklichen Verrath zur Absicht hatte. Er will nur die Fäden in Händen haben, deren Bewegung alle nöthigen Kräfte für ihn ins Spiel setzen könnte, sie rühren will er niemals. Selbst dachte er sich nie deutlich, wohin das alles führen solle und könne; sein Vorhaben sich bestimmt zu denken wagt er erst da, wo er es verfolgen *muss*. Denn seine wahre Meinung äußert er nie positiv, aber doch bestimmt genug giebt er zu erkennen, daß er auf wirklichen Abfall nichts berechnet habe. Dem Terzky, welcher meint, der Sachse und Schwede, mit denen er bisher unterhandelt, könne nicht wissen, ob er ihn nicht zum Beten habe, wenn, er nicht etwas Entscheidendes wage, antwortet er:

Und woher weißt du, daß ich ihn  
nicht wirklich

Zum Besten habe? daß ich nicht euch  
alle

Zum Besten habe? Kennst du mich  
so gut?

Ich wüßte nicht, daß ich mein In-  
nerstes

Dir aufgethan! — Der Kaiser, es ist  
wahr,

Hat übel mich behandelt — wenn ich  
wollte,

Ich könnt' ihm recht viel Böses dafür  
thun!

*Es macht mir Freude, meine Macht  
zu kennen;*

Ob ich sie wirklich brauchen werde,  
*davon, denk' ich,*

Weißt *du* nicht mehr zu sagen, als  
ein Andrer.

Durch nichts Schriftliches, will er darum sich binden, ist auch so schwer zu dem entscheidenden Schritte zu bewegen, und wagt ihn nicht eher, als bis alles ihn dazu drängt, und da erhellt es erst recht klar, daß Verrath und Treubruch nicht seine Absicht gewesen,

Selbst die Ungewißheit, welche der Dichter über den bestimmten Gebrauch aller aufgebottenen Mittel gelassen hat, verstattet Raum, die edelsten Zwecke nicht unwahrscheinlich zu finden. Der Krieg hatte achtzehn Jahre hindurch gewüthet, er selbst war in Österreichs Dienste, zu dessen Vergrößerung, Deutschland verheerend durchzogen; für Deutschland könnte er jetzt wohl den Commandostab führen, ihm zum

Reiter und Friedensfürsten werden. So  
betrachtet ihn Max:

Geseegnet sey des Fürsten ernster  
Eifer!

Er wird den Ölzweig in den Lorbeer  
flechten,

Und der erfreuten Welt den Frieden  
schenken!

Und dafs ihm selbst diese Gedanken  
nicht fremd sind, legt er in der Ver-  
sammlung der Obersten an den Tag;  
gebraucht sie auch nacher, um die Kü-  
rassiere zu gewinnen:

Der Schwede sagt uns Hülfe zu.  
Lafst uns

Zum Schein sie nutzen, bis wir bey-  
den furchtbar,

Europens Schicksaal in den Händen  
den tragen,

Und der erfreuten Welt aus *unserm*  
 Lager  
 Den Frieden schön bekränzt entgegen  
 führen!

Mag diesem nun seyn, wie es will;  
 so läßt sich doch kein Grund *dagegen*  
 anführen, daß der Herzog sich auch  
 an diesem Traume ergötzt habe, und  
 die Möglichkeit eines sehr hohen mensch-  
 lichen Zweckes, bey Entfernung aller  
 niedrigen, macht ihn desto edler und  
 uns lieber!

Und wären es nur Träume geblie-  
 ben, nur ein Geheimniß seiner Seele!  
 Aber in der Offenheit seines großen  
 Geistes scheute er sich nicht, von ih-  
 nen zu reden, sich bis in's Geheimste  
 seiner Brust hinzugeben, und desto  
 reyer andern zu vertrau'n, je schuldlo-



der sein Herz war. In welchen Boden  
 der Saame fiel, konnte er nicht wissen,  
 und was ein Andrer klug berechnet,  
 das bedachte seine große Seele nicht.  
 Rein entsank er dem offenen Geiste;  
 das Erdreich, welches ihn aufnahm, er-  
 zeugte eine verderbliche Saat, deren  
 Wucher die königliche Blume erstickte.  
 Und von dem Augenblicke gehört er  
 nicht mehr sich selbst an, womit er  
 nur scherzte; das verkehrt seine Umge-  
 bung im Ernst. Von nun an wirkt  
 nicht mehr das schöne Spiel der Frey-  
 heit; das Schicksaal erwacht, treibt und  
 drängt ihn zu der That, die er nicht  
 wollte, worin er verblendet Rettung  
 und das Ziel seines Strebens sieht,  
 und die ihn so jähling, so tief stürzt.  
 Ernst, spricht er selbst da, wo er den  
 Entschluß zu handeln faßt:

sich begreifen, und das Schicksaal schwindet. Aber, wiewohl das geheimnißvolle Weben der Welt ohn' Ende ist, so sind doch viele zu ihren Bildnern berufen, und wenn es auf's Handeln und Darstellen ankommt, so ist — obgleich sein inn'rer Klang niemals todt verhallt — doch jedes Einzelnen aufseßtes Gelingen durch das Zusammengreifen Aller bestimmt und beschränkt. Diese sind wozu sie selbst sich machen; der Wege, die der Mensch zu wandeln vermag, sind unzählige, und nicht jeder hebt sich dahin, wo er in die Bahnen des Geistes selbst thätig wirkend eintritt. Sie geben ihr ursprüngliches reineres Wesen auf, werfen sich in Knechtschaft, sind niedriger Leidenschaft unterthan, ihr Auge ist geblendet und ihre Kraft gelähmt. Diese sind

die wahre Natur, die dem Geiste widersteht, sein mächtig Streben hemmt, und alles Unheil über die Menschheit bringt. So tritt sie selbst in Zwietracht, Leidenschaft kämpft gegen Leidenschaft, das Reich der Finsterniß unter sich, oder der Geist verfolgt das Irdische und dieses ihn. Und da ihr Zusammenbestehn in der Sinnenwelt an das Werkzeug den Körper gebunden ist, so sprengen sie dies Glied zuletzt oft, und solche Reibung nennen sie dann *Schicksaal*. Oder sie nennen so das Entgegenwirken der todten Natur, die doch nur auf ihre Belebung wartet, und wenn's ihnen Ernst ist, ihre Herrschaft annimmt.

Sobald demnach der Mensch, das Reich der Freyheit verlassend, seinem

Gedanken eintreten läßt in die Außenwelt, ihn mit Kräften paart, wo es nicht allein auf ihn mehr ankommt, ob er bestehen soll, sobald verfällt er ins Gebiet der Nothwendigkeit, der Ausgang, aber auch nur dieser, ist nicht sein mehr, denn er gab jetzt Andern Antheil an sich selbst, und nur wer alle Kräfte klug für sich zu bannen weiß wird Sieger. Doch kann alles Drängen der Menschen niemand so weit zwingen, wenn anders er will, daß er sich selber selbst entsagt, nun ihren Kreisen folgt, und, statt kräftig in ihr Getriebe zu fassen und selbständig sich aus dem Netze zu erheben, in seiner Verschlingung sich fortziehen läßt. Es thun, ist Aufwallung der Leidenschaft, ein Augenblick der Verblendung, und hier gerade liegt des Herzogs Fehler; glauben,

daß man's thun müsse, ist selbst geschaffne Täuschung. Und was aus solcher That erfolgt, das ist dann auch nicht zu erwehren, das ist der ernstesten Rachegöttin Finger,

Von beyden Seiten ist das Schicksaal im Wallenstein *dargestellt*; und da so viel Schicksaal in ihm ist, so sollte vielleicht nur minder oft die Rede davon seyn.

So wie der Herzog von seinen Entwürfen und Aussichten redete, mußte er sich gewärtigen, daß sie in seiner Umgebung eine ganz andere Gestalt gewannen, als sie im reinen Spiegel seiner Seele hatten. Als bald temperirten sie sich mit den Gemüthern, die sie berührten, und zersetzten sich in jedes Absichten, in Andern anders, und jeder wählte die seinigen dadurch er-

reichen zu können, die Gräfin Terzky die Böhmishe Krone für ihr Haus, Hlo und Terzky ein schwelgerisches Leben, Güter und Titel, der Schwede Förderung seiner Sache und festen Fuß in Deutschland. Ihr Interesse und der Eifer, womit sie es ergriffen, zeitigte so emsig, so betriebsam die Frucht, daß der Herzog sie plötzlich so weit gediehen sah, als er nimmer sie gedacht, und betäubt und jeder Warnung fremd sie pflückte.

Wallensteins Schwester, die Gräfin Terzky, ist noch die nächste seiner großen Seele. Schon einmal hatte sie, bey Friedrichs Krönung zum Böhmenkönig, thätig gewirkt. Jetzt mißversteht sie ihres Bruders Geist so weit, daß sie nur glaubt, es sey um nichts,

als eben dieses, ihm zu thun, und überredet ihn selbst, daß er sich zuletzt eben so mißversteht. Ein kluges Weib, gewandten Sinnes und mit fertiger Zunge, stimmt sie den Mann zu dem, was er für sich thun soll, sie selbst mischt kühn, rathgehend, überredend, sich in alles, und spinnt noch feine Pläne im Häuslichen, die am Ende schwerer reißen, als die Entwürfe der Männer. Doch ist sie keineswegs nur intriguant, die Intrigue dient ihr zu höhern Zwecken, sie denket groß und stolz, das zeigt ihr Ende, welches schwer büßend uns völlig mit ihr versöhnt, wenn sie hin und wieder nur listig und klein erschien:

Wir fühlten uns nicht zu gering, die  
Hand

Nach einer Krönungskrone zu erheben.

Es sollte *nicht* seyn — doch wir *den-*  
ken königlich,

Und achten einen freyen muthigen Tod  
Anständiger als ein entehrtes Leben!

Von ihr geht's weiter durch ein ge-  
meines, aber nicht seltnes Element,  
durch das Geschlecht,

Das sich nicht anders freu'n kann, als  
bey Tisch!

Terzky und Illo stehn sich einan-  
der ziemlich gleich; doch wirft sich je-  
ner nicht ganz so weg, als dieser, und  
es scheint, als ob die Zucht der Frau  
bey ihm gefrommt. Illo hingegen ist  
sehr gemein, ist seines Sinnes niemals  
mächtig. Neid gegen die Spanier und  
andre Böhmen, welche der Herzog-  
ehrte, und kleine Sucht nach Ehre und  
Besitz, um schlemmen zu können, be-  
herrscht sie. Das verräth sich überall,



wo sie der Aufsicht sich entbunden  
glauben, im Zorn, heym Trinkgelag  
und in der Freude. So ganz entblößt  
ihr Übermuth und enges Herz sich da,  
wo sie die Nachricht vom Siege der  
Schweden hören und sich in der Trun-  
kenheit der Freude vergessen; da wäh-  
nen sie, ihr Glück gefaßt zu haben,  
und wiegen sich die Sichern! in noch  
tiefern Schlaf:

Denn Länder schenken wird er seinen  
Freunden,

Und treue Dienste kaiserlich belohnen.

*Wir aber sind in seiner Gunst die  
nächsten!*

Solche Menschen fingen Wallen-  
steins Gedanken auf, und nicht bloß  
hegten sie dieselben, fachten das glim-  
mende Feuer an, und verwandten

allmählich ihre eigne Meinung in seinen Sinn; sondern was mit freyem Spiele der Herzog ausgesonnen, das machen sie gleich emsig zur That — er liefs es ruhig zu, weil er die bösen Folgen nicht ahnte und noch immer einen sichern Ausweg offen glaubte.

Sie trieb

Ihr schlechtes Herz, nicht die Gewalt  
der Sterne.

Sie waren's, die in seine ruhige Brust  
Den Saamen böser Leidenschaft gestreut,  
Die mit fluchwürdiger Geschäftigkeit  
Die Unglücksfrucht in ihm genährt! . .

Und ihr Beginnen gelingt zu ihrem  
eignen Verderben! In *Pilsen* hat der  
Herzog seine Generale zusammengezogen,  
seine Gemahlin und Tochter dahin  
berufen — räthselhafte Schritte, die

ihm zwar nichts mehr bedeuten, als alle seine bisherigen, aber jetzt nur ihm selbst leichtere Gelegenheit und von außen bösen Schein geben. Von *Wien* aus sah man natürlich in die wahre Quelle seiner Handlungen nicht, man schöpfte Verdacht, faßte Mißtraun, woraus wieder neues von seiner Seite entsprang, und war sonst jede That schlimm, so wurde sie nun aufs schlimmste gedeutet. Diese Politik, heimlich lauernd ihn mit Spionen zu umgeben, hinter seinem Rücken zu verläumdern, von Absetzung zu sprechen, welche bey jedem andern Furcht und Kleinmuth würde erregt haben, muß einen Mann wie Wallenstein nothwendig fester machen, um nur nicht nachzugeben, wo es seiner Meinung nach des Nachgebens nicht bedarf. Schon als er von

seiner Gemahlin hört, wie man bey Hofe von ihm denke, spricht er bedeutend:

O sie zwingen mich, sie stoßen  
Gewaltsam, wider meinen Willen mich  
hinein!

In dieser gefährlichen Stimmung, bey dieser lockenden Gelegenheit, konnte der kaiserliche Abgesandte zu keiner schlimmern Zeit erscheinen mit seinen Forderungen und dem Berichte, daß bald des Kaisers Sohn als Feldherr kommen werde. Max, des Herzogs treuester Interpret, sieht nur zu wohl den Ausgang von dem Allen:

Ihr werdet ihn durch eure Staatskunst  
noch

Zu einem Schritte treiben — ja ihr  
könntet ihn,

Weil ihr ihn schuldig *wollt*, noch schuldig *machen*.

Ihr sperrt ihm jeden Ausweg, schließt  
ihn eng

Und enger ein, so zwingt ihr ihn,  
ihr zwingt ihn \*)

Verzweifelnd sein Gefängniß anzu-  
stecken,

Sich durch des Brandes Flammen Luft  
zu machen.

O das kann nicht gut endigen — und  
mag sich's

Entscheiden wie es will, ich sehe ahnend  
Die unglückseelige Entwicklung nah!

Das Heer, welches um den Fürsten  
sich schloß wie um einen festen Stamm,  
die Generale, die er alle auf verschie-  
dene Weise an sich zu knüpfen gewußt

\*) So müssen die Worte accentuirt werden,  
die bey den Auführungen auf dem Berli-  
ner Theater ganz falsch gefaßt waren.

hatte, vernehmen unwillig den Zweck der Sendung Questenbergs, und die laute nachdrückliche Äußerung ihrer Unzufriedenheit, die schriftliche Bitte der Truppen, das Heer nicht zu verlassen, vermögen ihn desto leichter, den Vorstellungen Terzky's und seiner Genossen nachzugeben, und das Letzte, dessen Gewissheit noch übrig blieb, durch sie zu erlangen. Sie verschaffen ihm die Unterschrift der Obersten, die sie durch eine ihrer würdige List bey Terzky's Gastgebote erschleichen. An *der* Art, sie zu gewinnen, hatte Walenstein keinen Theil.

Nun scheint das Letzte, Schwierigste geschehn; der Herzog hält sich der Truppen selbst versichert, und nur eine etwas starke Aufforderung darf kom-

men, ihn fest zu bestimmen. Sie kommt schnell und mehr als stark!

Im astrologischen Thurme hält er Rath mit den Sternen, wie mit sich selbst, fragt die Zeichen seines eignen innersten Willens, in deren Kreise er wie in einem Gewebe ruht, mit welchem er sich selbst umspinnen. Wie dem alten Griechen sein Geschick von den Orakeln kommt und dem Verhängnisse, und von der reinen Brust auf des Schicksaals ehernen Scheitel alle Schuld des ungewissen Lebens sich wälzt, so wächst vom Sternenhimmel auch dem Fürsten zu, was er mit eigner Hand auf Erden ausgestreut: Wir entsagen gern dem kalten Unglauben des Verstandes, und folgen frey mit warmer Phantasie der kühnen Täuschung seiner hohen Seele.

Mitten also unter diesen Zeichen, an welche er sein Schicksaal knüpfte, dringt dessen Erfüllung auf ihn ein, und reißet ihn gewaltsam mit sich fort. Die Zeichen stehen günstig, sein königlicher Stern regiert, Saturnus finstres Reich ist ans, und der verhängnisvolle Augenblick ist da. Und kaum ist er am Sternenfeld erschienen, und Friedland freut sich des Standes der Planeten, da fängt es auch gleich hienieden zu wirken an, da klopft es draußen an der Thüre und Terzky meldet, Sesin der Unterhändler sey gefangen, die Briefe alle in des Kaisers Händen, und sieh nun zu retten sey nur der einzige Schritt des Abfalls übrig. Dafs es dahin kommen sollte, hatte er nie gedacht, er erschrickt, als er sieht, wohin sein allzufreyes Thun und der Freunde



überdrußner Eifer ihn geführt, der Erfolg überrascht ihn. Ich müßte jetzt, überlegt er, weil ich

auf ungewisse

Erfüllung hin die Mittel mir gespart,

Die Wege bloß nur offen mir gehalten?

Beym großen Gott des Himmels, es war nicht

Mein Ernst, beschlossene Sache war es, nie!

Die Freyheit reizte mich und das Vermögen.

War's Unrecht, an dem Gaukelbilde mich

Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?

Blieb in der Brust mir nicht der Wille frey,

Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,

Der mir die Rückkehr offen stett bät-  
wahrte?

Wohin denn seh ich plötzlich mich  
geführt?

Von da fällt das hellste Licht auf  
sein ganzes Benehmen zurück, und wie  
ihm selbst die Augen geöffnet werden,  
tritt sein Bild auch uns vollständig vor  
die Seele.

Noch wäre es möglich; auch fer-  
ner die Freyheit des Willens zu retten;  
aber es häuft sich alles, ihn in's Ver-  
derben zu ziehn. Der Schwedische Ge-  
sandte fodert endliche Vollführung des  
schon zwey Jahre verzögerten Plans,  
und biëtet nachdrückliche Hülfe, oder  
will alles abgebrochen ansehen. Der  
Rückzug scheint ihm abgeschnitten; un-  
möglich die Versöhnung mit dem Kai-

ter, und alles was den kühnen Schritt begünstigen kann in seiner Hand, das Heer glaubt er ist sein und sicher die Hülfe der Schweden. Auf allen Seiten hebt die Überredung beydes. Ein Weib, dessen Zunge Wallenstein eben so wenig hold ist, als einer der Heroen des Attischen Kothurns, wirft alle Stacheln ihm in's Herz, mahlt ihm das Bild gesunkner Größe, des Danks, womit der Kaiser ihm gelohnt am Fürstentage zu Regensburg, und daß kein menschlich Band mit ihm sich trenne, der Welt Urtheil, welches nur der Ausgang lenkt, reißt jede Erinnerung der Liebe ihm aus der Seele, und zeigt ihm gleißend alle Größe des Gelingens. Wohin sich wenden in der Verwirrung!

Hülfreiche Mächte, zeigt mir einen  
Freund

In dieser Angst der schwerbeladenen  
Seele!

Umsonst! Wohl war er nahe der  
Freund, der einzige, welcher treu und  
ohne Falsch ihn retten konnte, der kam,  
um ihn zu retten. Er wird verhindert,  
und nun ist er allein, hingegeben oh-  
ne Rettung, und beschlämmt im Kreise  
der Planeten, denen er vertraut, mit-  
ten in der Gruppe, die gleich der  
Schlange ihn fest umkettet, und in ein  
grausiges Geschick mit ihm sich ver-  
strickt, sinkt er in das verhängnisvolle  
Garn, das enger nun und enger sich  
um ihn zusammenzieht.

Von nun an wird es finstern, die  
Fäden sind gespannt, die Fäden alle  
aufgezogen, mit deren raschem Ablauf

das Werk sich schrecklich in sich selbst  
 zerstört, und aus dumpfem Grunde  
 tönt schon der Vorhall des fallenden Ge-  
 bäudes. Er selbst vernimmt ihn tief,  
 und die andern frohlocken ob des er-  
 rungenen Siegs:

Es ist sein böser Genius und mein.

Ihn

Straft er durch mich, das Werkzeug  
 seiner Herrschsucht,

Und ich erwart' es, daß der Rache  
 Stahl

Auch schon für meine Brust geschlif-  
 fen ist.

Und seiner triumphirenden Schwe-  
 ster entgegnet er:

Frohlocke nicht!

Denn eifersüchtig sind des Schick-  
 saals Mächte,

Voreil'ges Jauchzen greift in ihre Rechte,

Den Saamen legen wir in ihre Hände,  
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt  
das Ende!

Jetzt hebt die eigentliche Tragödie  
auch erst an. Bis dahin ist die Mine  
gezogen, zu deren Sprengung dieser  
Schritt das Zeichen giebt, und während  
Friedland glaubt, auf einen sichern  
Fels gerettet zu seyn, erzittert schon  
der Grund, dessen Einsturz ihn bald  
begräbt. Viel Tragisches, und bittere  
jähre Täuschung menschlicher Hoffnung  
ist allenthalben ausgestreut, doch diese  
schwebt im Mittelpuncte, sie ist die  
größte, und von ihr gehn alle andern  
aus.

Herzog Friedland

Hat seine Zurüstung gemacht. Er traut  
Auf seine Sterne. Unbereitet denkt  
er uns

Zu überfallen — mit der sichern  
Hand

Meint er den goldenen Zirkel schon  
zu fassen.

Er irrt sich — wir haben auch ge-  
handelt;

Er faßt sein böses geheimnißvolles  
Schicksaal!

Octavio Piccolomini hatte  
Friedlands vorzügliches Vertrauen. Er-  
worben hat es ihm der Traum des Her-  
zogs vor der Schlacht bey Lützen, der  
so bedeutend in das erste Stück, die  
Piccolomini, gewebt ist, daß er da,  
wo ihr Verhältniß zu ihm klar werden  
soll, zu Anfang dunkel vorbereitend  
aus Octavio's Munde, und dann am  
Ende plötzlich erhellend von des Her-  
zogs eignen Lippen wiedertönt. Auch

diesen Glauben wage ich nicht zu tadeln. Friedland hat nicht Unrecht:

Des Menschen Thaten und Gedanken,  
wifst,

Sind nicht wie Meeres blind bewegte  
Wellen.

Die innre Welt; sein Mikrokosmos;  
ist's,

Der sie erzeugt, aus dem sie ewig  
quellen.

Sie sind nothwendig wie des Baumes  
Frucht,

Der Zufall kann sie gaukelnd nicht  
verwandeln!

Hab' ich des Menschen Kern erst un-  
tersucht,

So weiß ich auch sein Wollen; weiß  
sein Handeln!

*Lechte* Menschenkenntniß gibt  
nicht Erfahrung! Wer das Individuum



scharf fassen will, der muß da wohnen, wo die Menschheit ganz und ungetheilt schwebt, von wahren alle Individualität erst ausgeht. Von dieser lichten Sonnenhöhe mag er dann seine Blicke werfen auf das was um ihn lebt und webt, und mit dem leisen Strahle, den jeder für sich auffing, sich in eines jeden Busen stehlen. Wallenstein ist das Gefilde nicht fremd, wo die Menschheit sonder Hülle wandelt, darum faßt er sie so leicht jeder Hülle, und wußte diese jederzeit, nach Butlers eigenem Geständnisse, so treffend zu nehmen und geschickt an ihren Platz zu stellen. Auch jetzt würde ihn sein wahrsagen- des Gemüth nicht getäuscht haben, wäre Octavio's ganzes Wesen offen und wahr, und frey von jeder Lüge geblieben:

Denn auf der Wahrheit beruht die  
Wahrsagung!

Undden noch wäre ihm dieser ein Retter  
geworden, hätte Butler nicht zu früh  
alle Rettung abgeschnitten.

Es kommt vieles darauf an, Octavio im rechten Gesichtspuncte zu fassen. Ist er nichts als ein schleichernder Verräther, der aus gemeiner Leidenschaft den Herzog hintergeht, Kabbale spielt; so verliert das Stück viel von seinem tragischen Werthe. Der feste Punct der Handlung, der in Friedlands eigenem Geiste ruht, zerstiebt dann; denn auch nicht einmal die intrigante Politik des Hofes und der Mönche, er selbst ist Schöpfer seines ganzen Schicksals.

Octavio ist ein Mann so trefflich,  
als möglich, für die Welt so wie sie

einmal ist — brauchbares Talent und den gepriesenen Staatssinn würde man auch jetzt nicht an ihm vermissen. Er sieht nur auf das Handeln des Augenblicks, nicht auf den Grund des Handelns, ihm ist recht was nun einmal ist. So ist ihm die Freundschaft mit der Welt das Erste, fest in dem betretenen Gleise bleiben, in welchem man sich aus Gewohnheit gut befindet, die nächste Pflicht, und darum seinem Kaiser treu zu dienen, und diesem Dienste alles nachzusetzen, das Höchste.

Ich klügle nicht, ich thue meine  
Pflicht.

Der Kaiser schreibt mir mein Betragen vor!

das ist sein Wahlpruch, und:

Hier gilt's . . . dem Kaiser treu zu dienen.

Das Herz mag dazu sprechen, was es  
will!

das ist der Maafstab aller seiner Hand-  
lungen.

Das Glück des Friedens ist uns al-  
len theuer, und so oft uns das Ver-  
hältniß auch des höhern Daseyns un-  
würdig scheint, und der muthige Geist  
sich gegen seine Fesseln sträubt; so  
hängt an ihnen doch manch liebes Band,  
das unser Herz umwunden, und uns  
mit ihnen versöhnt. Auch selbst der  
Weise ruht mit Wohlgefallen auf dem  
schönen Bilde der Menschheit, die still  
und friedlich im Verborgenen sich formt  
und trotz der harten Rinde gewiß einmal  
die frische Krone zu Gottes großer Sonne  
heben wird — so wenig ihm die starke Aloë,  
die, lange duldend, plötzlich sprengend  
alles was sie band, dem hehren Licht-

strahl stolz entgegenstrebt, bedeutungslose Allegorie ist.

Von dieser Seite kannte uns der Dichter und nutzt sie gut, uns für Octavio (wie für Wallenstein durch eine ähnliche Idee) zu gewinnen, ein zarteres Gewebe über ihn zu ziehn, und zu einem Werke des Gefühls zu machen, was sonst wohl Kälte und gänzliche Erstorbenheit des Herzens scheinen mögte. Dahin zielt, was er so wahr als schön zu seinem Sohne von den alten engen Ordnungen spricht, und was desto mehr sich uns anschmiegt, weil es so deutlich die Farbe unserer Zeiten trägt \*). Das mildert den Character

---

\*) Solche locale und temporelle Beziehungen gehören mit zur Individualität des Stücks, und sind bey weitem

des kalten blögen Weltmanns, wie dort Odysseus im Aias des Sophokles als Werkzeug in Athene's Hand uns minder klein und hart erscheint. Und so wie dieser im Philoctetes den jungen Neoptolemus beredet:

Des edeln Vaters Sohn, als Jüng-  
ling war  
Mir die Zunge träg' und rüstig meine  
Hand;  
Jetzt aber hat das Leben mich be-  
lehrt,  
Dass Thaten nicht, die Zunge al-  
les lenkt!

also scheint auch Octavio, der nichts Höheres kennt, als was das Leben trüg-  
lich vor ihm gaukeln liefs, in dieser

---

weniger in unsern Tragödien als den der  
Athen, und den shakspeareischen.

Schule angelernt, und versichert seinem ungläubigen Sohne, es sey unmöglich, in ihr den kindlich reinen Sinn sich zu erhalten.

Sein Antheil ist Verstand, Besonnenheit, die Dinge zu seinem Zwecke auszumerken, und Weltklugheit ohne niedre Ränke; aber das Schöne, Edle ist ihm fremd. Was ist es denn Wunder, daß er, in die Politik des Lebens eingeweiht, schon glaubt, seine Pflicht zu thun, wenn er nur annehme, was ihm vom Herzoge dargeboten wird, ohne es gleisnerisch von ihm zu erschleichen! So ist er immer leidend gegen ihn, offen seiner Vertraulichkeit, aber begegnet ihr nicht wieder. Und statt vor dem nahen Abgrunde ihn zu warnen, begnügt er sich, ihn nur nicht hineinzustoßen; vielleicht daß, wenn

kennt Octavio hingegen alle die kleinen Schwächen und Leidenschaften, welche sie im Handeln leiten, und hat die Zeit schon lange ausersehn, wann diese wirksam zusammenspielen können. Drum sieht er ruhig zu, wie der Herzog die Obersten, selbst die, auf welche das Meiste ankam, für sich gewinnt, blickt immer nur beobachtend um sich her, um die Lage der Sache und ihren Fortschritt nicht aus den Augen zu verlieren, denn mit Gewißheit will er handeln. Wie in einen Brennpunct sehn wir sein ganzes Betragen und das Gespinnst, das Wallenstein umzieht; zusammengedrängt bey dem entscheidungsvollen Mahle, wo des langen Krieges erster Anfang uns vor die Augen tritt, und das Wohlleben, das bald und schnell verschwinden soll, in hellem



Glanze erscheint. Wie da so laut und öffentlich alles verhandelt wird, und doch selbst im sichern Hause der Späher lauert, die geschäftige Dienerschaft umherhorecht, damit sie's den Pfaffen hinterbringe, und man so unvorsichtig den Plan der Unterschrift behandelt, daß ein Mann wie Piccòlomini nur schweigen konnte, wenn! Schweigen seine Absicht war! Auch er unterschreibt, und unterschreibt zuerst, um nicht Verdacht zu erwecken, zu sehn, wie weit es der Herzog mit den Obersten wagen dürfe, und den Fortgang ruhig abzuwarten. Überall ist er mit seinem feinen Ohre, beobachtet nur die, welche er für verloren hält, dagegen ist er thätiger bey denen, von welchen er noch was erwartet.

Der Oberst *Buttler*, ein Schotte von Geburt, hatte bey dem Heere vom gemeinen Reuter angedient, sich zum Obersten hinaufgeschwungen, und war kürzlich vom Fürsten zum Generalmajor ernannt. Er ist so ganz das Bild der meisten, die sich von sehr gemeiner Herkunft zum Glück und weltlicher Ehre emporgearbeitet haben. Ihr einziges Ziel war diese von jeher, drum hängt sie ihnen auch so fest am Herzen, ist ihr einziges Gesetz, und argwöhnisch sehn sie in jeder vermeinten Verletzung derselben eine hämische Erinnerung an ihren vorigen Stand. Solche Verschmähungen empören stehend ihr Innerstes und lassen bitteres Rächgefühl in ihrer Seele zurück. Oberst *Buttler* hatte bey Hofe um den Grafentitel angehalten und er war ihm abgeschlagen.

Das löset nach seiner Denkungsart alle Verbindlichkeit gegen den Kaiser, und je mehr es ihn gegen diesen erbittert, desto enger schließt des Herzogs Gunst die Anhänglichkeit an ihn. Es wird dem Teraky nicht bloß leicht, ihn in's Verständniß mit zu ziehn, sondern er kommt seinen Wünschen noch zuvor, bietet sein Vermögen selbst des Herzogs Diensten an, und jeder setzt in ihn das vollste Vertrauen.

Besser kennt ihn Octavio:

Was Butlern treibt, ist nur

Empfindlichkeit, gereizter Stolz,  
nichts weiter.

Diesen Butler geb' ich noch nicht

auf. Ich weiß,

Wie dieser böse Geist zu bannen  
ist.

Er behandelt ihn stets mit Achtung und Auszeichnung, und sorgt, daß er ihn wenigstens durch Beleidigung des Ehrgefühls nicht kränke. Sein Benehmen gegen ihn ist das Vorspiel des entscheidenden Streiches, den er zur rechten Zeit auf ihn zu führen bestimmt. Wie steht er nicht bedeutend gleich anfangs in der Mitte Isolans und Butlers! Weit näher rückt er ihm bey Terzky's Gastmahle, wo er nur zu deutlich sieht, wie stark des Herzogs Anhang sey, und es darauf ankommt, auch nicht müßig mehr zu seyn. Da sehn wir, daß Piccolomini auch für des Kaisers Sache schon Freunde hat. Mit dem Spanier Maradas macht er Butler hier bekannt, bietet ihm zuvorkommend gemeinschaftliche Wohnung an, und läßt ihn durch die Frage, ob Graf Gallas

Ihm nichts vertraut, einen gewissen Blick  
in seines Herzens Meinung thun. Doch  
Butler ist noch hartnäckig!

So wächst von beyden Seiten wett-  
eifernd die Macht der ringenden Kräfte,  
Schnell greift die Hoffnung um sich!  
Doch wie der Saame der Krankheit und  
des Todes oft in des vollen Körpers  
scheinbarer Rüstigkeit wuchert und nur  
mit seinem Wachsthum Stoff gewinnt, so  
glimmt auch immer stärker hier der Fun-  
ke, welcher den hoch und höher stei-  
genden Ball, der in sich sein Verder-  
ben trägt, in der Höhe seines Laufes  
plötzlich sprengt!

Noch in derselben Nacht entdeckt  
Octavio sich seinem Sohne, es kommt  
die Nachricht, daß Sesin gefangen sey,  
und immer schrecklicher wird die Ge-  
wissheit. Doch will er eher nicht ent-

scheidend handeln, nicht des Herzogs Gesinnung richten, weil er sich irren könnte, als bis dieser selbst durch eine offene That das Zeichen giebt. Er giebt dies, schließt mit den Schweden den Vertrag, sendet Eilende nach Prag, um dort den Abfall zu beginnen, überträgt einen großen Theil der Ausführung sogar Octavio und löset selbst den Faden, an welchem das Mordschwert über seinem Haupte schwebt.

Piccolomini ist schon mit einem kaiserlichen Manifeste versehen, das auf den Fall des öffentlichen Bruches das Heer von allem Gehorsam gegen Herzog Friedland losspricht, ihn selbst ächtet, und Octavio'n das Commando überträgt, bis König Ferdinand von Ungarn beym Heere erscheinen wird. Leicht schreckt der Anblick der verliehenen Gewalt den un-

beständigen Isolan zum alten Gehorsam zurück. Butler ist gegen alles fest, und da er schon im Begriff ist, den Generalleutnant wieder zu verlassen, wird ihm der langgesparte Pfeil ins Herz geschossen, die Erinnerung an den Grafentitel. Dies reizt ihn bis zur Wuth, und als in dieser jähren Aufwallung ihn die Entdeckung überrascht, daß niemand, als der Herzog selbst, dabey im Wege stand, fällt sie mit aller Macht auf ihn zurück. Schwarz steigt in seiner Seele der schreckliche Vorsatz auf, den Piccolomini selbst ahnend fürchtet, so wenig er ihn will. Octavio wird von Friedland selbst entlassen, trotz alles Warnens seiner Freunde, und eilt nach Frauenberg, wo alle gut Kaiserliche auf sein Geheiß sich sammeln sollen. Aber Butler hängt von

nun an Wallenstein zur Seite und läßt ihn nicht, bis wo er glaubt, daß er ihm entslüpfen könne, da fährt er auf die langespähte Beute zu.

Es mögte wunderbar scheinen, und die Achtung vor des Herzogs großem Geiste schmälern, daß Illo und Terzky den Octavio besser kennen, als er selbst, und er, trotz aller Warnung, die nachher nur zu gegründet sich zeigt, sie nicht hören will. Allein *jene konnten* nur aufs Äußere sehn, und das war bey Octavio allerdings verdächtig und erregte Argwohn. Der Fürst geht *großherzig* über alles dieses weg und drängt ins Innere, wo gewiß noch eine Stimme von Menschlichkeit und Gefühl für ihn redete. Denn der Ausgang war nicht seine Absicht; nur das Unternehmen will er verhindern. Hingegen



Butler, der, weil seine Außenseite so  
ausgearbeitet und fest ist, ihnen keinen  
Argwohn einflößt, widerstrebt dem  
Herzoge stets:

Denn ein Gefühl, daß ich nicht Mei-  
ster bin,

Furcht mögt' ich's nicht gern nennen,  
überschleicht

In seiner Nähe schaudernd mir die  
Sinne,

Und hemmt der Liebe freudige Be-  
wegung.

Und dies Gefühl weißagt richtig,  
sein Verderben rechtfertigt seine Divi-  
nation, und in ihm liegt angleich der  
Schlüssel, warum er in Ansehung des  
Grafentitels Butlern zuwider war, schon  
damals sich den eignen Untergang be-  
reitend.

In Buttler findet die lange Kette endlich ihr letztes Glied, woran Friedlands Verderben, von ihm selbst ausgehend, sich wieder anschliesst. Keins von allen ist frey und selbstständig, jedes hängt an dem Vordern, und allen giebt der Herzog die Bewegung. Auch Buttler ist durch sein gegebenes Ehrenwort, Wallenstein nicht aus der Hand zu lassen, an Octavio gebunden; des Kaisers Manifest, das befahl den Herzog lebendig oder todt zu fangen, rechtfertigt ihn vor dem Richterstuhle der Welt, daß er so weit geht; erhitzte Leidenschaft, sein empörtes Gefühl und die verpfändete Ehre, die er vom Kaiser mit Zinsen lösen will, treiben ihn dringend, und werfen über sein Unternehmen *einigen* Schein der Nothwendigkeit, zu deren Werke der Dichter es machen will.

Nicht meines Hasses Trieb — ich  
 liebe

Den Herzog nicht, und hab dazu  
 nicht Ursach —

Doch nicht mein Haß macht mich zu  
 seinem Mörder,

Sein böses Schicksaal ist's. Das Un-  
 glück treibt mich,

Die feindliche Zusammenkunft der  
 Dinge.

Es denkt der Mensch die freye That  
 zu thun.

Umsonst! Er ist des Spielwerk nur  
 der blinden

Gewalt, die aus der eignen Wahl ihn  
 schnell

Die furchtbare Nothwendigkeit er-  
 schafft.

Was hilft ihm auch, wann mir für  
 ihn im Herzen

Was redete! — ich muß ihn dennoch  
töden!

Ich vergleich' ihn niemand' besser,  
als dem finstern Plagdaimon (*δαίμων πλάγος*), der eisern und unerbittlich in  
den griechischen Geschlechtern wüthet.

In diesen Kreisen ist Friedland nun  
verschlossen, und mit ihm manches  
schuldlose Haupt, manche reine Seele,  
welche durch heilige Bande des Bluts  
und der Liebe mit ihm vereint ist. Al-  
les, was ihn berührt, soll auch mit  
ihm in *ein* unglückseeliges Verhängniß  
fallen. Nicht bloß das Heer soll zerstö-  
ben, welches er schaffend hervorge-  
zaubert und in welchem er gleich ei-  
nem Gotte waltete; auch was in des  
Hauses stillem Frieden sich an ihn  
schmiegte, ist dem Untergange geweiht.

Denn dieser Königlche, wenn er fällt,  
Wird eine Welt im Sturze mit sich  
reißen.

Und wie ein Schiff, das mitten auf  
dem Weltmeer

In Brand geräth, mit einem Mal, und  
berstend

Auffliegt, und alle Mannschaft, die  
es trug,

Ausschüttet plötzlich zwischen Meer  
und Himmel,

Wird er uns alle, die wir an sein  
Glück

Befestigt sind, in seinen Fall hinab-  
ziehn.

Wallenstein ist der *Geist*, Max Pic-  
colomini und Thekla sind das *Herz* des  
Stücks, und des Geistes übergroße  
Kraft richtet das Herz zu Grunde. Die  
reine, lautere Menschheit, durch Liebe

zum vollen Gefühle erwärmt, ist in ihnen dargestellt in ihrer schönen Eintracht, noch nicht aus ihrem unschuldigen Schlummer gerissen. *Er*, in der Mannheit ungeschwächter Blüthe, kannte schon lange die Oberfläche der Welt, hatte auf ihrem Schauplatze schon oft die rege Kraft versucht, und in kühnen Thaten des Herzens heißen Drang gekühlt. Wohl bildete sich um ihn manches edle Verhältniß der Freundschaft, und die zarte Sitte, der höhern Abkunft Zeichen, goß sich aus auf alles was ihn berührte. Sein Corps ist Muster des Anstands und der Gesetztheit; des Bluts Verbindung mit seinem Vater hat ihren Dienst gethan, und ist in einen edlern freyeren Verein der Menschlichkeit verwandelt; und ahnend in Wallenstein die Reife des Keims, der

jetzt in ihm erwachte, schloß er sich fest an ihn, und strebte dem hohen Stamme nach. Und doch war alles ihm noch bedeutungslos, die Welt noch leer, ihr innerer Kern noch nicht enthunden, aus welchem alles Leben quillt, das stille Geheimniß seines Herzens hatte er noch nicht geschaut.

Thekla erblickte er, fand sich selbst im Spiegel ihrer Seele, und plötzlich entzündet sich der helle Funke, der die Welt ihm aufthut. Alles andre ist jetzt ihm todt, zärtlich weilt er nur in sich selbst und seinem neuen Daseyn und dem, was ihm das Leben gab. Süße Begeisterung erfüllt ihn ganz; mitten im Kriege, worin er aufwuchs, fand er das Bild der Ruhe und des Friedens, die Sterne Wallensteins werden auch ihm bedeutend, und im tiefsten Gefüh-

te des Heiligsten ruht seine Liebe endlich in Andacht und Religion. Des Treibens um sich überdrüssig, sucht er eine Freystätte für sein Herz, in einer Kirche sah er ein Muttergottes Bild

und jetzt auf einmal

Ward ihm die Andacht klar so wie  
die Liebe!

Thekla hingegen, fern vom Geräusch der Welt im Schooße des stillen Klosters auferzogen, wie im Schutze der jungfräulichen Unschuld, entfaltet, wie die zarte Knospe wenn der Thau des Himmels sie berührt, bey des Geliebten Anblick die junge Blüthe und lacht in freudigem Erstaunen dem neuen heitern Licht' entgegen.

Sein Geschenk allein

Ist dieses neue Leben, das ich lebe;



Er hat ein Recht an sein Geschöpf.

Was war ich

Eh seine schöne Liebe mich beseelte?

Max ward durch die Liebe stiller  
inniger; schon umgeben mit mancher-  
ley schönen Werken, findet er erst  
jetzt den innern Reichthum, und die  
leise Musik der Seele wird ihm ver-  
nehmbar. Thekla umarmet wonnevoll  
was ihr im Vorgefühl nur da war,  
sie fühlt mit vorhin unbekannter Freude,  
wie die neue Welt sich ihr eröffnet  
und webet leichter in der freyen  
Schöpfung.

So lyrisch und warm, so voll see-  
ligen Friedens schweben die beyden in  
die Unruhe und gährende Bewegung  
der Welt hinein, daß man in die Ge-  
sänge des alten Chores entzückt wird.  
Wenig von der Menschen Thun und

Treiben verstehn sie, nichts eignen sie sich zu, als ihre Liebe, und fremd in dieser allgemeinen Verwirrung entfliehn sie endlich der Erde.

Denn weit um sich greifend sind die Pläne absichtvoller Menschen, und was sich ihnen nähert, die Seite ist bald an ihn entdeckt, welche sich zu ihrem Vorthelle stellen läßt. Das Beyspiel Max Piccolomini's und seines Regiments war von Wichtigkeit, es zog das Heer bald nach und konnte auch vielleicht für seinen Vater bürgen. Seine Liebe scheint der Terzky das beste Mittel, ihn unauflöslich an Wallenstein zu fesseln, und die Schlaueit der Nichts im Maasse ihrer Erwiederung soll der Köder seyn, der ihn fängt, wenn alles andre ohne Wirkung ist:

Wißt, daß auch *wir* nicht müßig sind,

— wenn ein

Strick reißt, ist schon ein andrer in  
Bereitschaft.

Dazu war diese Liebe bestimmt!  
Auch die Terzky täuscht sich. Sie  
meint, nichts Anders hiemit zu thun, als  
Wallensteins eigne Absicht zu beför-  
dern, und nur auf eine für ihn vertheil-  
hafte Art, zu benutzen. Der Vorzug,  
welchen er dem Max stets schenkte,  
die ehrenvolle Sendung zum Geleit der  
Tochter und Gemahlin, zu welcher er  
ihn vor Vielen auslas, läßt sie nicht  
anders glauben, als daß auch er zu  
seinem Schwiegersohne ihn bestimmt  
habe, und zwar mit keinem andern  
Zwecke, als ihn für seinen Plan noch  
fester an sich zu ketten. Hieran knüpft  
sich ihr Verfahren. Darum will sie die

einzigste Vertraute dieser Liebe seyn, daß sie mit Klugheit und mit Rückhalt von ihr so begünstigt werde, wie sie nur zum Vortheile des Ganzen spielen kann. Thekla soll mäßig seyn und spröde, soll nur die Hoffnung wecken; Max soll sich überzeugen, er müsse für Friedland kämpfen, um Thekla zu besitzen.

Doch was bedarf die Liebe und das reine Herz der Klugheit? Es beräth sich selber! An seinen Hals fliegt Thekla, und Max versteht die Überredung nicht. „Für den Herzog wag' er wohl jederzeit sein Blut!“ meint er, und, wiewohl er ungewöhnliche Bewegung merkt, so liegt das alles doch sehr weit hinter ihm:

Wenn's fertig ist kommt's auch wohl  
bis zu mir!

So listig vorbereitend diese ganze Scene daher auch angelegt ist, so wenig fruchtet sie bey ihm. Ganz arglos steht er bey'm Mahle, wo die Intrigue rund um ihn spielt, und dem erfahrenen Späher das Werk sich offenbart. Sein Geist ist fern in besseren Gefilden, und in der Unschuld des geraden Sinns verweigert er die Unterschrift — nur weil es ihrer nicht bedürfe zwischen ihm und Friedland. Sogar die Clausel läßt ihn ohne Argwohn, er schreibt den Streich gerade auf die Rechnung der Menschen, denen er gehört, denn für den Herzog hat er höhere Bürgschaft. Von jedem Makel hält dies fromme Herz sich frey, der es vielleicht mit schwerer Bürde gedrückt hätte. In welcher Pein, die Wahrheit und die

Unschuld aufzugeben, wäre er nachher gewesen! Und hätte er auch unwissend unterschrieben, doch würde es ihn gebunden haben, und dann wäre getrübt die Lauterkeit, die er so rein bewahrt. Nun schützt ihn heilige Unschuld mehr als alle Klugheit, frey ist er, und wie sehr es um ihn tobt, nichts kann ihn zwingen, sich nicht ewig treu zu bleiben.

Thekla's zartem Gefühle entgeht das fremde Element nicht, welches sich zerstörend naht und sie umgiebt. Gleich nach dem Augenblicke der seeligsten Vereinigung der Herzen, dem einzigen der höchsten Liebe, den kein Schauspieler ohne Liebe erreichen mag, umflattert ihr Gemüth die bange Ahnung und die hohe Wonne gränzt an tiefe Wehmuth.

Das Herz ist gestorben, die Welt ist  
leer

Und weiter giebt sie dem Wunsche  
nichts mehr.

Du Heilige fodre dein Kind zurück,  
Ich habe gekostet das irdische Glück  
Ich habe gelebt und geliebet!

Und jeder Ton gedankenloser Freu-  
de, der von dem Mahle herüberschallt,  
verwandelt in ihrer beklemmten Brust  
sich in Prophezeiung der düstern Trau-  
er dieses Hauses und der Zerstörung  
ihrer Liebe.

Es geht ein finst'rer Geist durch un-  
ser Haus,

Und schleunig will das Schicksaal mit  
uns enden.

Aus stiller Freystatt treibt es mich  
hinaus,

Ein heftig Wollen muß die Seele  
blenden.

Es lockt' mich durch die himmlische  
Gestalt,

Ich seh sie nah, ich seh sie näher  
schweben,

Es zieht mich an mit göttlicher Gewalt,  
Ich mögte gern, und kann nicht wi-  
derstreben! —

O wenn ein Haus in Feuer soll ver-  
gehn,

Dann treibt der Himmel sein Gewölk  
zusammen,

Es fährt der Blitz herab aus heitern  
Höh'n,

Aus unterird'schen Klüften brechen  
Flammen,

Wild jauchzend schleudert selbst der  
Gott der Freude

Den Pechkranz in das brennende Ge-  
bäude.



Es ist Entweihung, diese Liebe in den Kreis der Theaterintriguen hinabzuziehen, worin es dem Sohne und der Tochter zweyer Feinde gewöhnlich gefallen muß, sich in einander zu verlieben, um durch ihr grausames Loos gewiß zu führen. — Octavio und Wallenstein sind nicht Feinde; über ihnen waltet das Schicksaal, das auch die Liebenden ergreift. Die heiligste Verehrung band Max an Friedland, die Vorempfindung eines noch schönern Bundes. Nicht schwankt er zwischen ihm und seinem Vater; er fühlt es nur zu schmerzhaft, wo beyde die gerade Bahn verlassen. Da steht er zweifelnd zwischen des Herzens Lauterkeit, der Seele Unschuld, des Lebens Wahrheit — und dem hohen Geiste, der vom Freunde auf ihn einfließt, an welchem

der Besitz des Liebsten hing, das er auf Erden hatte. O, um dieses zu erringen, hätte er auch jenes weinend aufgegeben, wäre Liebe ohne dies möglich gewesen! Aber die Geliebte selbst bewahrt es ihm, sie müssen blutend mit Allem streiten, was zutraulich die junge Brust umfing, um des Gemüthes Reinheit und ihre Liebe sich zu retten: Und kein Verhältniß bindet, kein Ansehn bestimmt sie, sie folgen dem unfehlbaren Gotte in ihren Busen.

Als Max den Herzög noch retten konnte, ward er zurückgehalten im Augenblicke, wo jener die Schlinge unauflöslich knüpfte, in die er fiel. Als er mit voller Seele kommt, ihn noch zurückzurufen, und muthig alles für ihn zu wagen, da ist's zu spät, (nach Prag, nach Eger, zu den Schweden

fliegt die Loosung. Traurig und stumm  
 sieht Max sich nun allein, verlassen von  
 dem Einzigen, der bisher das sichere  
 Muster seines Wandels war, und sei-  
 nen jungen Busen zu allem Schönen  
 und Großen eingeweiht, und scheidet  
 schweigend von tiefem Schmerze erfüllt.

Auch sein Vater gilt nicht dem  
 Rechte des geraden Herzens gleich,  
 das kindlich zerrissen weint, im Vater  
 selbst, in der verhafsten Klugheit die-  
 ser Welt, die Schuld der schauderhaf-  
 ten That zu sehn und anzuklagen.

O wärest du wahr gewesen und gerade,  
 Nie kam es dahin, alles stände anders;  
 Er hätte nicht das Schreckliche gethan,  
 Die Guten hätten Kraft bey ihm be-  
 halten,

Nicht in der Schlechten Garn wär er  
 gefallen.

Warum so heimlich, hinterlistig lauernd  
Gleich einem Dieb' und Diebeshelfer  
schleichen?

Unseel'ge Falschheit! Mutter alles  
Bösen!

Verderbenbringende! Verdirbst jetzt  
uns!

Wahrhaftigkeit, die reine, hält' uns  
alle,

Die Welterhaltende, gerettet!

So steht er einsam mit keiner Stütze,  
denn seiner Pflicht und seiner  
Liebe, von seinem Vater weggewandt,  
bis ein geheimer Zug ihn in des letzten  
Abschieds Umarmung reißt.

Nun eilt das Schicksaal rasch dem  
Ausgange zu, schnell läuft das aufge-  
zogene Uhrwerk mit allen seinen Rädern  
ab. Die Handlung, die bisher im  
Steigen war, jetzt sinkt sie. Dort

lockt die Hoffnung schmeichelnd, die Ahnung rührt sich leise im Hintergrund; hier wird die bange Furcht immer gewisser, getäuscht wird jede Hoffnung, sie schwindet im Augenblicke, wo sie am lebendigsten war, und gebiehet nur grössern Schmerz. Von Friedland ist der Geist der freyen nur von ihm beherrschten That gewichen, die trügliche Gestalt zu halten wähnend, verliert er jeden Fußbreit des schwererrungnen Bodens, und immer enger eingeschlossen stürzt alles in den jähen Abgrund.

In *Prag* soll, nach großer Berechnung, der Abfall anheben durch den Glauben, daß es in *Pilsen* schon geschehen sey, und diese Hauptstadt das *Pilsner* Heer bestimmen.

Die *Prager* Truppen wissen es nicht anders,

Als daß die Pils'ner Truppen uns ge-  
huldigt;

Und hier in Pilsen sollen sie uns  
schwören,

Weil man in Prag das Beyspiel hat  
gegeben.

Im stillen Schooße der Seinen er-  
wartet Friedland den Ausgang seines  
Plans, damit ihnen durch jenen dieser  
eröffnet werde. Er schmeichelt sich  
mit großen Hoffnungen und wiegt sich  
noch in kühnen Phantasie'n, während  
ihm die Warnungsstimme der stillen Be-  
scheidenheit zuruft, die *Gattin*, die  
schon oft des Lebens Freude und des  
Lebens Kränkungen mit ihm ertragen  
und sich in sein Schicksaal ergeben hat.  
Sie ist still und häuslich, und wie der  
Mensch sich bald der Freude und des  
Grams bescheiden lernt, sein blindes

Auge nicht größere Gefahr stets steht,  
 als die ihm schon begegnet, nach die-  
 ser alle Zukunft misst; so ist die höch-  
 ste Furcht ihr, es könne noch wohl so  
 werden, wie einst am Regensburger  
 Reichstage, und ihr Kummer, daß The-  
 kla nun eine gütige Pathe in der Kaise-  
 rin verlohren habe. Das fürchterliche  
 Unglück, das auch sie umzieht, rührt  
 sie nicht auch mit dem kleinsten Vorge-  
 fühle. Auf Wallensteins Leben öffnet  
 sich jetzt allmählich der Rückblick. In  
 voller Blüthe seiner freyen Kraft tritt er  
 zuerst aus der *Herzogin* Munde vor uns  
 hin:

Der ersten Jahre denk' ich noch mit

Lusi,

Da war er noch derfrölich Strebende,

Sein Ehrgeiz war ein mild erwärmend

Faue,

Noch nicht die Flamme, die verzehrend ras't!

Und so mahlt er sich uns immer lebendiger vor, bis die Erinnerung an die ersten frohen Jugendjahre mit seinem Tode zusammenfällt.

Allmählich fangen die gefassten Hoffnungen sich nun zu lösen an. Der Terzky wird zuerst um ihre letzte Zuversicht bange, als Thekla, deren unschuldiger Sinn sie lange nicht versteht, nun ihren Plan begreift, und gleich zerstört:

Was kann hier gut werden?

Wir sind getrennt, getrennt auf immerdar.

Ach davon ist nun gar nicht mehr die Rede!

So steht ihr Ohr nur offen der Stimme im Innern, so treu und folg-



sam gehorcht sie ihr! Auch des Vaters  
 Anblick verwundet sie, da sie sein Ver-  
 gehen weiß, des Wohllauts Stimme,  
 sonst so klar, verstummt, und die Lau-  
 te entsinkt ihrer Hand. Und als dieser  
 das Geheimniß ihrer Liebe vernimmt,  
 da geht der Terzky ein fürchterliches  
 Licht auf, und auch sie, die fest Ver-  
 trauende, befällt jetzt der bange Zwei-  
 fel. Die Krone, welche Friedland zu  
 erlangen hofft, will er auf Thekla's  
 Haupte wiedersehn;

Sie ist mir ein langgespartes Kleinod,  
 Die höchste letzte Münze meines  
 Schatzes.

Nicht niedriger fürwahr gedenk' ich  
 sie,  
 Als um ein Königscepter, loszu-  
 schlagen.

Aber schon naht sich dumpf der  
ferne Sturm, der ihm das Diadem hin-  
wegnimmt, und noch tönt die bedäch-  
tige Warnung:

O mein Gemahl! Sie bauen immer,  
bauen

Bis in die Wolken, bauen immer fort,  
Und denken nicht dran, daß der  
schmale Grund

Das schwindelnd schwanke Werk nicht  
tragen kann!

als um den schlummernden in Träumen  
schwärmenden Schiffer der finstere Or-  
kan schon brauset. Im Lager fängt die  
Gährung an, ein Unglücksbote kommt  
nach dem andern. Alle sind gewichen,  
nur Butler ist getreu. Und dieser ge-  
rade, langsam tödtend, bringt kalt die  
schreckliche Post von Octavio's Spiele,  
vom mißlungenen Unternehmen in Prag,

von Friedlands, Kinsky's, Terzky's, Il-  
lo's Achtung.

Da steht den Helden, bewährt im  
mühslichsten Gedränge des Streits. Wuth  
und Schrecken befällt die gemeinen  
Seelen. Er, aller festen Hoffnung, auf  
Andre jetzt beraubt, vom alten Kriegs-  
gefährthen bitter getäuscht, ist gänzlich  
an sich selbst zurückgewiesen; er fühlt  
die eigne Kraft wieder, die nun nicht  
mehr im Zweifel eines freywilligen An-  
griffs schwankt, die für Haupt und Le-  
ben zu fechten Recht gewinnt

Es ist entschieden — nun ist's gut —  
und schnell

Bin ich geheilt von allen Zweifels-  
quaalen,

Die Brust ist wieder frey, der Geist  
ist hell,

Nacht muß es seyn, wo Friedlands  
Sterne strahlen.

Mit zögerndem Entschluß, mit wan-  
kendem Gemüth

Zog ich das Schwerdt, ich that's mit  
Widerstreben,

Da es in meine Wahl noch war ge-  
geben.

Nothwendigkeit ist da, der Zweifel  
flieht,

Jetzt fecht' ich für mein Haupt und  
für mein Leben.

Es ist auch nicht sein Unglück, es  
ist die tiefe Wunde, die Octavio ihm  
schlägt, was den menschlich großen  
Helden schmerzt. Um desto schauer-  
hafter ist es, daß er vertrauend zu den  
Freunden flieht, die er zu halten glaubt,  
und indem er klagend sich beruhigt,  
sich, o der Arme! an sein Verderben

lehnt, in Butlers Busen sein Gesicht  
verbirgt:

ich stützte mich auf ihn, wie ich  
Auf *deine* treue Schulter jetzt mich  
stütze.

O wohl! doch trügt sie ihn nur noch  
tückischer, sein warmes Herz ist einem  
kalten ehernen Busen übergeben.

Fast ist der Herzog nun wieder so  
einsam, wie damals, als er vom Re-  
gensburger Fürstentage ging. Doch glüht  
ihm noch, wie vordem, das schaffende  
Mark in der Brust und schnell wird ei-  
ne neue Welt aus ihm hervorgehn. Noch  
sind Terzky's und Butler's Haufen sein,  
16000 Schweden erwartet er morgen,  
und bald scheint ihm ein neuer Strahl  
der trügerischen Hoffnung. Zehn Kü-  
rassiere vom Regimente Piccolomini, die

von ihm selbst die Wahrheit vernehmen wollen, hat er durch seines Geistes Kraft gewonnen, schon siegt die Überredung, sie hören mit Feuer die Stimme des gewohnten Führers; — siehe da zerfliegt urplötzlich die lockende Gestalt und Butler zerreißt mit schadenfroher Hand des Herzogs Werk. Die Nachricht, daß Terzky's Grenadiere die kaiserlichen Adler von ihren Fahnen reißen, sprengt schnell die Kürassiere wieder auseinander, und:

Butler! Butler!

Ihr seyd mein böser Dämon!

ruft Friedland ihm erschütternd zu. Doch hält er ihn noch frey von böser Absicht:

Der *Freunde* Eifer ist's, der mich  
Zu Grunde richtet!

Wieder belebt die Hoffnung sich,  
 doch nur um alles, was sich liebt, un-  
 wiederbringlich von einander zu reißen.  
 Max, der schon aufgegebne, erscheint  
 ein Gott in ihrer Mitte, und alle rührt  
 ein Hauch, von neuem Leben. Aber  
 keinen von allen, die seiner harren,  
 wollt' er sehen; von Thekla will er  
 Besiegelung seines Entschlusses, von  
 ihren Lippen den letzten Abschied.  
 Und wohin geräth er? Da wo sich  
 die ganze Last der grausvollen That  
 auf ihn wälzt, wo des Vaters Schuld  
 ihn drückt, er die Schmähungen der  
 Schlechten duldend hören, wo er den  
 Glanz des Angebeteten vor des Verbre-  
 chens Nacht erloschen sehn muß, aus  
 welcher auch ihn der allverderbende  
 Blitz ereilt, wo noch zweifelhaft in  
 ihm die Liebe und des Herzens Wahr-

heit kämpfen, und alle alten Rechte  
des Fremdes, ihren Anspruch laut gel-  
tend machen. Doch wie leicht und  
mächtig hebt sich die Unschuld in rei-  
nem Lichte vor der schuldbefleckten  
Welt!

Der Gott, dem du dienst, ist kein Gott  
der Gnade!

Wie das gemüthlos blinde Element,  
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu  
schließen,

Folgst du des Herzens wildem Trieb al-  
lein.

Weh denen, die auf dich vertrau'n, an  
dich

Die sicke Hüte ihres Glückes leihen,  
Gelockt von deiner gastlichen Gestalt!  
Schnell, unverhofft, bey nächtlich stil-  
ler Weile,



Gährt's in dem tück'schen Feuerschlunde,  
 lader  
 Sich aus mit tobender Gewalt, und weg  
 Treibt über alle Pflanzungen den Mensch  
 schen.

Der wilde Strom in graus'ger Zerst  
 örung!

Indessen sammelt sich vor dem Hau-  
 se sein Regiment, sie rufen ungehört  
 den Jüngling, den Wallenstein als Geir-  
 sohl für seinen Vater behalten will, denn  
 nun sind alle Bande der Freundschaft mit  
 ihm gelöst. Der Aufruhr wächst, die  
 Schaar droht wüthend, richtet Kanonen  
 auf das Haus, sogar der Adjutant des  
 Herzogs fällt ihren Schüssen. Da ermannt  
 er sich in aller Feldherrnwürde:

Sie sollen  
 Mein Antlitz anschauen, meine Stimme  
 hören.

..... Ich zeige mich  
 Vom Altan dem Rebellenheer, und  
 schnell  
 Bezähmt, gebt Acht, kehrt der emp-  
 pörte Sinn

In's alte Bette des Gehorsams wieder.

Stille und heiliger Friede ist wäh-  
 rend dessen-hey der Liebe, aus ihr fließt  
 labende Ruhe mitten in der Gährung  
 und wehmüthige Sehnsucht kühlt die  
 mächtig bewegte Phantasie. Ob umher  
 man sich mühe, sie zu fesseln, daß  
 achtet sie nicht! Zwar bietet Therese  
 Terzky ängstlich alles auf, die Mächte  
 von der Wichtigkeit des Augenblicks,  
 dessen ganzes Schicksaal jetzt in ihrer  
 Hand sey, zu überzeugen, zwar schweigt  
 der edle Jüngling von nichts, was theu-  
 re Kinderpflicht jetzt heischte; doch  
 als er fragt:

Kannst du mich dann noch lieben, wenn  
ich bleibe?

Erkläre, daß du's kannst, und ich bin  
euer!

doch spricht dies unbestochene Orakel:

Geh und erfülle deine Pflicht. Ich würde  
Dich immer lieben. — Aber Reue soll  
Nicht deiner Seele schönen Frieden stören!

Max.

So muß ich dich verlassen, von dir  
scheiden.

Thekla.

Wenn du dir selbst getreu bleibst, bist  
du's mir,

Uns trennt das Schicksaal, unsre Her-  
zen bleiben einig!

So schwindet auch diese Hoffnung!  
Ein lauter Vivatruf ertönt in dem Au-  
genblicke, erwartend klopft das Herz —

als Friedland, der sonst hohe, unbeugsame, zurückkommt, finster und matt im Gefühle der verlohrnen Allmacht. Die Truppen wollten ihn, den allgebetenden Feldherrn, nicht mehr hören, sie fielen mit Musik ein, und ein betäubendes Geschrey trug, statt seinen, des Kaisers Namen in die Lüfte. Nirgendwo erscheint er tragischer, selbst da nicht, wo er blutend vor uns liegt. Der flüchtige Wechsel des Lebens und des Glücks drückt schwer auf seiner Seele, schweigend arbeitet er unter der Last, und war er allenthalben stark, hier fühlt er desto tiefer, von welcher Höhe er herabgesunken.

An Max hängt sich immer schwerer das Gewicht des Schicksaals. Seine Truppen füllen den Saal und lauter und lauter ruft ihn ihr kriegerisches Spiel.

Alles wendet sich von ihm, kränkt ihn, mit Treulosen sieht er den Herzog umgeben, keiner, der ihm für sein theures Leben bürgte, und Butler, der es ihm geloben soll, verweigert ihm sogar, als einem Verräther, die Hand. Alle Opfer des Schicksals sind hier versammelt mit ihrem Mörder, und Therkla, Max, die Herzogin, die unschuldigen unter ihnen, ganz allein in sich selbst verschlungen, diese mit mütterlicher Zärtlichkeit gebeugt über die lange Umarmung des Abschieds, die nicht hört, was um sie tobt, bis der Saal sich immer dichter füllt, drängender die Hörner rufen und Wallenstein, die Liebenden mit einem fürchterlichen Scheideſt trennt. Von der Welt ist Max nun gerissen und vom Leben, wild kocht es in seinen Adern, und verzweifeln

wirft er sich dem Verhängnisse hin, das ihn hinwegreißt.

In *Pilsen* ist der Herzog jetzt nicht mehr sicher, er eilt nach *Eger*, um dort noch festen Grund zu fassen, und Buttler selbst muß ihm bey'm Commendanten den Empfang bereiten. Er führt ihn wie gefangen mit sich ein, die Freystatt hat er ihm zum Gefängnisse, ja sollt' es seyn, zum Ort des Todes ausersehn, und wie er sie betrat, war ihm jeder Rettungsweg abgeschnitten.

Jetzt lagert sich immer ähnungsvollere Stille umher, und auf dem finstern Grunde mahlt sich nur heller des Herzogs Bild. Wie wenn einladend das schöne Leben ihn zu halten strebte, so wandeln nun die Geister entflohener Jahre noch vorüber, gleich Ossians Geistern. Von den Wolken tönt immer

schauerhafter ihr Ruf, und weckt  
schwermüthige Bilder, je tiefer das Tor  
des Dunkel niedersinkt.

Der Commandant von Eger, Goro-  
low, war Friedlands Basenfreund, am  
Hofe zu Rurgen unglücklich mit ihm erzogen.  
Auch dieser soll zu seinem Sturze  
se die Hände bieten, der Vertraute des  
ersten Jahre, welcher so oft vor Über-  
muth und Vermessenheit ihn warnte,  
soll ihm büßen, sehn den Lohn ver-  
schmähter Warnung. Er kann's nicht  
glauben, daß Wallenstein den Schritt  
gethan, und streitet noch mit Buttler,  
seinem Landammanne und Freunde. Des  
Herzogs Unterredung mit dem Bürger-  
meister, die sie belauschen, mindert  
seine Zweifel, und eben deutet dieser  
das Zeichen der dreÿ Monde, als er  
Buttern erblickt, und fürchterlich sehn

wir die Dolchgestalten gegen ihn gericht. Doch waltet er frey und unbefangen, wie in Tagen guter Ordnung.

Auch wendet sich alles zu seinem Vortheile. Er gewinnt die Bütger, sein Anhang wächst, und der unerwartete Sieg der Schweden scheint gütige Begünstigung des Glücks. Er ist nur ein Vorbote des Unglücks! Das erste Opfer fiel, Max Piccolomini, und dem Streich trifft gewaltig Friedlanda Herz. Er zeigt Gordon deutlich des Herzogs Absicht, befestigt Butlern im fürchterlichen Vorsatze und jener kann dem Willen der Mächtigen nicht widerstehn. Schon sind Terzky und Illo dem Tode bestimmt. Den Abend wollen sie bey einem Schmause die Ankunft der Schweden feyern, und gerade, als über ihr schwarzes



Verhängniß geräthschlagt wird, rasen  
sie in schrecklicher Verblendung:

Die Unglückseligen! Wie ahnungsvoll  
Sie in das ausgespannte Mordnetz stürzen  
In ihrer blinden Siegestrunkenheit!

Die ausgelassene Freude beschleunigt  
ihren und des Herzogs Untergang.  
Vergebens wendet sich Gordon an But-  
ter's Felsenherz; die Ehre steht auf dem  
Spiele, sie muß gelöst werden! Mor-  
gen werden die Schweden einziehen —  
die Nacht noch muß der Streich ge-  
schehn. Aus dem Hefen der Mensch-  
heit sind Mörder für ihn auserlesen,  
den Mann, der über alles sich erhebt,  
fest ist alles bestimmt und der verder-  
benschwangre Abend sinkt hernieder.

Zum letzten Male erscheint da Fried-  
land im Schooße der Seinen, nicht mehr  
der Fröhlichen, wie noch vor wenig

Tagen, wo er die Tochter aus der Mutter Hand empfing, und seine Hoffnung auf ihr jungfräuliches Haupt niederlegte. Heiteres Erwachen, düstre Ahnung war Thekla's Leben — jetzt ist die schreckliche Gewißheit da. Sie machte die Liebe groß und stark! Die erste Botschaft vom Tode des Geliebten überraschte sie niederschlagend; jetzt nimmt sie mit erhabenem Schmerze sein volles Leiden in ihre Seele auf, alle Pfeile ladet das Schicksaal erbarmungslos auf sie aus, und die unschuldigste von Allen treffen am härtesten seine Schläge. Doch ist ihr Geist schon nicht mehr da, wo das Schicksaal Macht hat, in heil'ger Wehmanth weilt er auf dem schönen Bilde der kurzen Liebe, und ein mächtig Sehnen zieht sie zu dem Geliebten hin. Durch Nacht und Tag

kel eilt sie nach dem Stifte, wo sein Körper ruht, ihr Schicksaal ist nicht so ungewiß, um nicht die bängste Ahnung zu erwecken, noch so gewiß, daß deutliche Bestimmung eines heroischen Entschlusses ihrer gehaltenen Milde widerspräche.

Wen fällt aber nicht bey ihrem Scheiden das innigste Erbarmen mit dem Geschehe der Menschen! Die Frühlingssonne lockt schmeichelnd die zarten Blumen aus dem sichern Schoofse der treuen Mutter, mit vollen Kelchen saugen sie in ihren Strahlen fröhliches Gedeihn, frische Hoffnung spielt um sie in lindem Westen, und liebend blicken sich einander an des Frühlings holde Kinder! Da fährt in einer tückischen Nacht des Nordes kalter Hauch einher, das junge Laub erstarrt ob seiner giftigen Berüh-

zung, jammernd siehst du das frische Leben und die Liebe entfliehn und sterben, nicht deine Klage deine Sorge vermögen sie zu halten — aber mit heiligen Ernst im Busen erkennest du das Lóos der Sterblichkeit!

Auch Wallenstein naht es sich mit starken Schritten! Der morgende Tag, so hofft er, soll der Anfang des erneuerten Strebens seyn, und mit den Worten:

Die Vestung

Soll sich euch anstun morgen, wenn  
ihr kommt!

entläßt er den schwedischen Hauptmann. In diesem Vertraun entschlägt er sich jetzt aller Gedanken an seine Pläne und seine Lage, Ruhe senkt sich auf ihn herab, und nicht mehr der Feldherr, der hochstrebende Held, der

edle Mensch erscheint vor uns. Nur neben solcher Milde vermag solch Unglück uns zu rühren! Wenn in des Helden Busen ein menschlich fühlendes, ein sanftes Herz schlägt, dem des Lebens höherer Reiz nicht fremd war, das alle feinern Empfindungen theilt, wenn um die Fülle der Kraft der Schönheit Kranz sich schlingt, o dann ist keine Ader des Gemüths, die nicht bey seinem Falle blutete. Auch in Friedland glänzet hell jede Spur der Sanftmuth und Milde, durch welche er sich so enge an unser Herz schmiegt. Die edle Freundschaft seines Max, die zarte Neigung zu der jungen Seele, in welcher er sich verjüngt erblickte, sie war der schönste Schmuck des Heldenhauptes. Doch nimmer erfuhren wir so, mit

welch liebendem Stolze er ihn trug, als  
jetzt, da er ihm gewaltsam entrissen ist —  
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben  
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir  
liegen.

Denn er stand neben mir wie meine  
Jugend.

Er machte mir das Wirkliche zum Traum,  
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge  
Den goldnen Duft der Morgenröthe  
webend.

Im Feuer seines liebenden Gefühls  
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen  
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.  
Was ich mir ferner auch erstreben mag,  
Das Schöne ist doch weg aus meinem  
Leben!

Still versinkt er darüber in sich selbst  
und in schwermüthige Phantasieen.  
Durch's Dunkel der Nacht in den wei-

ten einsamen Hallen wandeln schon die  
 Geister der schicksaalersehenen Stunde.  
 Am Himmel ist geschäftige Bewegung,  
 sein Stern ist verschwunden, und der  
 Glaube der alten Hoffnung giebt ihm  
 treue Verkündigung des nahen Unglücks.  
 Die Schwester enthüllt in der Erzählung  
 angstvoller Träume das Loos des näch-  
 sten schwarzen Augenblicks. Er ist ver-  
 blendet, erstorben ist der Glaube, und  
 sein Herz gleich sorglos wie die Schmau-  
 senden, deren Musik vom lichterhellten  
 Schlosse herüberhallt und bald vom Ru-  
 fe des Todes unterbrochen werden soll.  
 So sind wir denn vor jedem Feind be-  
 wahrt,

Und mit den sichern Freunden einge-  
 schlossen!

wähnt er unbekümmert, als der Com-  
 mandant ihm die Schlüssel der Ve-

stung bringt, die ihn fest in sein Verderben schlossen. Er überläßt sich unbewehrt der sichern Ruhe, obgleich kein Augenblick hier ohne ominöse Winke ist, welche den Schlag, der bald geschehn soll, vorbereiten. Beym Entkleiden springt ein Glied aus der Ordenskette, die ihm der Kaiser einst, das erste Zeichen seiner Gunst, umhing. Sie war bisher ein Talisman, der alle Gefahr von ihm wandte. — nun sieht er alles gar vernünftig ein, legt alles sehr natürlich aus, was ihm sonst bedeutungsvoll würde geschiene haben.

Das erste Mal erinnert er sich jetzt seines Lebens mit Gordon am Hofe zu Burgau. Lächelnd gedenkt er, wie dieser immer den Sittenrichter spielte und darum in solcher Mittelmäßigkeit geblieben sey, indessen ihm selbst



noch auf dem offenen Meere des Glücks der Stern der Hoffnung leuchte. Die alte Stimme ist noch nicht verstummt, die ihn damals warnte, das Leben hat die frühe Lehre ihr bewährt. Aber sie verhallt an seinen Ohren. Umsonst fällt Seni ihm zu Füßen und verkündet die böse Constellation, vergebens fleht er, sich nicht den Schweden zu vertrauen, deren Nähe seinen Untergang herbeyführt, umsonst der Commendant. Es ist spät, das Schloß ist dunkel und gefallen sind schon die in sein Schicksaal sich selbst verwebten. Noch einmal sieht er seinen alten Diener vor sich auf den Knien — auch dieser Arme soll mit ihm ein Opfer werden! Er denkt, es sey ihm nur um sein Gütchen im Kärnthnerlande zu thun, verspricht ihn zu entlassen, und geht nun:

Heut sollst du mir zum letzten Male  
leuchten!

und im Weggehn wendet er sich noch  
um:

Ich denke einen langen Schlaf zu thun,  
Denn dieser letzten Tage Quaal war  
groß!

Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich er-  
wecken!

Die ihn erwecken, daß er wieder  
in den eisernen Schlaf versinke, er-  
scheinen bald, und Butler trägt das  
Zeugniß der auf dem Schlosse schon  
vollbrachten That. Vergebens bietet  
Gordon alles auf, ihn zurückzuhalten;  
sie sprechen laut, der Diener bittet,  
den Herzog nicht zu stören im sanften  
Schlummer. Umsonst, der Anfang ist  
gemacht, zwey Schlachtopfer liegen auf

der Burg, Trompetenton erschallt, es sind die Schweden:

Auf euren Posten Commandant!

ruft Butler, schleudert Gordon fort, dringt mit seiner Schaar über des Dieners Leichnam ins Schlafgemach, durch die grausenvolle Stille tönt kurzes Waffengeklirr, und des Herzogs, wie dort Agamemnons, Todesruf. Indem kommt ängstlich die Terzky, den Bruder suchend, Thekla ist nicht zu finden, ihr Mann kehrt nicht zurück. Eilend stürzt auch Gordon herein, die rasche That zu hemmen — nicht die Schweden sind's, Octavio selber zieht in Eger ein! Doch schon ist's vorbey, und

Es ist zu spät!

spricht Butler kalt. In Aufruhr ist das ganze Haus, die erschrockne Die-

nerschaft rennt durch einander, den  
Ausweg suchend, und jeder trägt die  
Bente des reichen Hauses.

Im Augenblicke, wo Piccolomini  
erscheint, wird des Herzogs Leichnam  
vorbeygetragen auf einem rothen Tep-  
piche, und vollendet sehn wir das Schick-  
saal, sein Werkzeug neben dem, wel-  
chen es traf! Solch schrecklichen Aus-  
gang hat jener nicht geahnet:

Gott der Gerechtigkeit! ich hebe mei-  
ne Hand auf,  
Ich bin an dieser ungeheuren That  
Nicht schuldig!

Und doch wälzt Butler die Last  
auf ihn

*Ihr sä'tet Blut,*

*Und steht bestürzt, dafs Blut ist auf-  
gegangen!*

Seine rasche That soll des Kaisers Belohnung rechtfertigen!

Nun gleicht sich alles aus in gemeinsamer Trauer; auch Octavio's Haus ist verwaiset und kinderlos. Mit den Worten:  
O Gräfin Terzky mußt es dahin kommen!  
Das sind die Folgen unglückseel'ger Thaten!

empfängt er die blaß hereinschwankende; und mit eben dem Rechte erwiedert jene.

Es sind die Früchte Ihres Thuns! (Der Herzog

Ist todt — mein Mann ist todt — die

Herzogin

Ringt mit dem Tode — meine Nichte ist verschwunden!

Dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit

Steht nun verödet und durch alle Pforten

Stürzt das erschrockne Hofgesinde fort.  
 Ich bin die letzte drin; ich schloß es ab  
 Und liefre hier die Schlüssel aus!

Sie bittet um Begräbniß des Für-  
 sten in der Karthause, die er selbst ge-  
 stiftet, um Ruhe für sich und ihren  
 Mann bey ihren Ahnen. Noch einmal  
 ermannt sie die sinkenden Kräfte und  
 wankt hin mit den Worten:

„Ich habe Gift!

So liegt nun alles in grausiger Zerstö-  
 rung, keine Freude mehr ist der Für-  
 stenhut Octavio, den er für so viel Jam-  
 mer am Ende erhält, das Schicksaal  
 zieht in dumpfer Stille gesättigt sich  
 zurück, lange hallt sein fürchterlicher  
 Ton noch nach im ernsten Gemüthe,  
 und eine Stimme erhebt sich im In-  
 nern, welche den Sterblichen lehrt,  
 sterblich zu denken (*Μνησθαι θανάτου*)

dem falschen Boden nicht zu trauen, auf  
dem er wandelt, nicht stolze Hoffnun-  
gen zu fassen, und in stiller Genüg-  
samkeit sich zu bescheiden.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend,  
loben!

Nicht Hoffnung mögt' ich schöpfen aus  
dem langen Glück,

Dem Unglück ist die Hoffnung zuge-  
spendet;

Furcht soll das Haupt des Glücklichen  
umschweben,

Denn ewig wankt die Waage des Ge-  
schicks!

So tönt es überall aus der Tragödie  
der Griechen, so auch hier. *Des  
Schicksaals eiserne Gewalt, fürchter-  
lich den Mann umstrickend, der sie zu-  
erst gereizt, auf die zurückfallend, die  
ihr dienen, und zermalmend alles,*

was sich ihnen näherte, ist das Thema des *Wallenstein*; und als seine Basis läßt sich annehmen *Goethe's* Ausspruch im *Meister*: „Das Schicksaal muß im Drama immer fürchterlich seyn, und wird im höchsten Sinne tragisch, wenn es schuldige und unschuldige von einander unabhängige Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringt.“ Dies ist der Schlüssel des Ganzen, und seiner Ökonomie, und in wie weit die griechische Tragödie die nemliche Richtung hat, steht es ihr gleich.

Aber hier, glaube ich, ist die Gränze, wo der *Wallenstein* stehn bleibt, und das attische Drama sich über ihn erhebt.

Denn wenn es Hauptneigung der Tragödie ist, eine tragische Handlung,



*von der Seite des Schicksaals aufgefaßt,*  
 darzustellen, wenn sie also, wie es in  
 der vorliegenden geschieht, alles häuft,  
 was diese Darstellung groß, voll und  
 stark machen kann, so mag sie wohl  
 heilige Scheu und Demuth erwecken,  
 auch mag sie erhabne Gefühle erregen,  
 so lange man den Helden mit jener  
 übermenschlichen Gewalt ringen sieht.  
 Aber durch seinen Fall schlägt er nie-  
 der und verwundet tief; so wie er er-  
 liegt verschwinden diese Gefühle; in  
 Kleinmuth mögen sie sich verwandeln,  
 wenn von jener Niederlage nichts übrig  
 bleibt, das sie höher stimmt, und der  
 Anblick einer allgemeinen Verwüstung,  
 aus der kein Phönix sich erhebt; Er-  
 bitterung oder Ängstlichkeit zurücklassen.

Doch ist der Mensch Bürger wohl  
 noch einer andern Welt, als der, wo

Das Schicksaal Macht hat — die ewige Sehnsucht ist dessen Urkunde; und nicht in ängstlicher Bangigkeit, mit frey waltendem Muthe soll er leben. So will es auch der *gesunde* Mensch, dem überall nicht Abhängigkeit von der Natur gefällt. Und nur was der Geist als seiner würdig erkennt, kann Gegenstand eines Kunstwerks seyn, von so hohem Style als ursprünglich, die Tragödie ist, die in aischyläischer Gröfse und sophokleischer Anmuth vollendet war. Oder sträubt sich nicht etwa auch unser Gemüth, in jener Marmorgruppe ein Bild des blofsen Leidens zu sehn, und was ist es in diesem Leiden, das wir suchen und worin wir ruhen?

Jeder Widerstreit, in welchen der Mensch gesetzt wird, ist vergeblich und unnütz, wenn man ihn nicht in schö-

nern Frieden auflöst. Sie erscheinen so  
 selten und so Wenigen die Augenblicke  
 der *göttlichen* Trauer; aber wohl de-  
 nen, die sie kosteten, wenn sich durch  
 sie Feuer des Lebens, lebendiges Ge-  
 fühl des höhern göttlichen Daseyns ent-  
 band! Nicht jeder wandelt zur Höhe  
 der Vollendung auf den Rosenpfaden  
 der Liebe. Ach dies war das Loos nur  
 eines glücklichen Geschlechtes, welches  
 unter hellenischem Himmel sanft und  
 frey die Blume der Menschheit entfalte-  
 te! Durch tobende Stürme bricht Man-  
 chem erst der erfreuliche Lichtstrahl.  
 Und der Sturm soll hier nicht seyn, oh-  
 ne neue Sonne, nicht niedergeschlagen  
 werden soll der Mensch, ohne daß man  
 ihn wieder aufrichte, und er nun ein  
 Gott einherwandle; und vollendet wird  
 erst der erhabne Anblick des *Strgites*

durch den glorreichen Lorbeer des Triumphs.

Im *Wallenstein* sehen wir nur Verheerung, der Geist entschwindet nicht leicht in seine heimischen Regionen, keine von ihm verklärte Gestalt, wie im *Egmont*, steigt schwebend auf mit der Palme der Unsterblichkeit, welche den Eindruck des grausigen Werkes mildert und uns das Leben wieder lieb macht. Nur unsre Sehnsucht ist gewaltig aufgeregert, nicht die Brust wieder in Liebe und Ruhe verschmolzen:

Dagegen die *alte Tragödie* in ihrer Vollendung — um alle Sehnsucht zu stillen, regt sie wohl alle auf; aber auch keine bewegt sie leise, die nicht vollkommen befriedigt würde. Wohl führt sie den Menschen auf den schwankenden Boden, der ihn trägt, schreckt

ihn durch die Mächte, welche ihm überall drohn, füllt ihn mit heiliger Wehmuth über das Loos der Sterblichkeit; aber sie zeigt ihm auch das Unsterbliche, weckt die Kraft auf, die ihnen zu widerstehn vermag, und indem sie diese mälsigt durch Anmuth und Schönheit, versetzt sie ihn in die Stimmung, welche ein gedeihliches fröhliches Menschenleben macht. Das ist auch erst die aristotelische *Reinigung der Affecten*, welche durch Mitleid und Furcht nur hindurchgeht, nicht aber in ihnen stehn bleibt. Denn wer in allen den innern Revolutionen geläutert ist, oder, um mit *Jacobi* zu reden, wer mit dem Herrn gerungen und diesen lautern Sinn voll Heiterkeit und Wohlwollen gewonnen hat, sicher eines bessern Da-

seyens, in dem er schon hienieden, ein Geist mit Sterblichkeit umkleidet, einhergeht, nur der ist vollkommen und vollendet, er ist einig mit sich selbst, und von ihm strahlt alles bessere Gedeihen der Menschheit aus. Und weil dahin die alte Tragödie uns versetzt, so ist sie auch das Höchste, die Krone der Poësie!

Den Beweis davon kann ich hier nur sehr kurz führen.

Wir bemerken *zuförderst* zweyerley. Die Alten (ich rede vornemlich von *Sophokles* und *Aischylos*, doch besonders von dem ersten) häufen theils das Leid oft bey weitem mehr, versenken in noch tiefere Wehmüth, durch die bloße Beschaffenheit der Handlung, ohne weite Ausdehnung der tragischen Wirkung; theils ist in *allen* ih-

ren Tragödien ein Princip, das trotz alles Schauderhaften das Gemüth nie sinken läßt, sondern es ahnend über der Zerstörung trägt.

Was das Erste betrifft, so wissen wir, daß bey den Griechen auch die bewusste That auf Rechnung des Schicksaals fällt, der Mensch als durch Nothwendigkeit dazu gedrängt erscheint. Demohngeachtet hat eine solche Handlung nie das Tragische, trägt nicht *in sich selbst* so viele Spuren des Schicksaals, als wenn *unbewusste* grausige Thaten in einander greifen; wo jeder, der das Unglück abzuwenden sich bemüht, schuldlos die Hände bietet es zu fördern, des Freundes, des Blutsverwandten Untergang beschleunigt, und mit ihm sich selbst stürzt. Auch der Reinste ist da nicht sicher, nicht bloß

für Unglück, sondern auch dafür nicht, durch eine fürchterliche, That Werkzeug des Schicksaals zu werden, das Liebste was er hat, mit eigener Hand zu vernichten. — alle sind unversehens gefangen. Sie wähnen sich frey und glauben den Freund gerettet. Dann schwillt in junger Fülle der Accent der Freude und hebt sich oft zu dithyrambischer Begeisterung. Aber hohnlachend bricht das Schicksaal hervor, und täuscht so lange mit wechselnden Tönen der Hoffnung und Furcht, bis es zuletzt einen gewaltigen Accord greift, der das innerste Leben erschüttert, mit welchem aber auch alle seine Kraft dumpf verhallt.

Von dieser Art sind die *Trachinierinnen* des *Sophokles*. Herakles hatte nemlich *Dēianeira*, die Tochter des



Königs Oineus in Aitolia geheirathet, aber unvorsätzlich den jungen Eunomos, einen Verwandten des Königs, getödtet, und mußte nach alter Sitte aus dem Lande fliehn. Als er mit seiner Gattin an den Fluß Euenos kam, traf er daselbst den Kentaur Nessos, welcher auf seinem Pferderücken die Menschen über den Fluß trug. Dieser wagte es, an Dēianeira, als er sie übersetzte, gewalthätig Hand zu legen, fiel aber von den Pfeilen des Heros, die ins Gift der lernaïschen Hydra getaucht waren, durchbohrt. Tücke sinnend und Rache rieth der Sterbende Dēianeiren, das aus der Wunde vom Pfeile geflossene Blut zu bewahren, vor Licht und Wärme es zu schützen, um es einst als Liebesmittel gegen Herakles gebrauchen zu können. Das arglose Weib traute dem

verderblichen Rathe, und nur zu bald hatte er Erfolg.

Herakles begab sich mit ihr nach Trachis am malischen Busen, zog aber bald wieder von dannen auf Thaten aus. Beym Abschiede bestellte er sein Haus, und hinterließ der Gattin den Bescheid, daß er entweder in funfzehn Monden heimkehren, und dann hinfort in Ruhe und Glück leben, oder, nach dem donaischen Götterspruche, binnen der Zeit sterben werde.

Dieser critische Zeitpunkt ist jetzt da, gerade mit ihm hebt das Drama an. Die Fürstin Dēianeira in ahnungsvoller Besorgniß um ihren Gemahl, von dem ihr lange nicht Kunde geworden, theilt ihren Kummer der alten Dienerin mit, und noch ist diese beschäftigt, sie zu berathen, als ihr Sohn Hyllos herbey-eilt und berichtet, Herakles habe in

Lydia der Omphale gedient, und ungewiß meldet, daß er jetzt Oichalia auf der Insel Euboia belagere. Die Orakelsprüche wegen seines Vaters treiben ihn wieder, diesen auszuforschen, und er selbst wie der Chor der Mädchen aus Pletiron vertrau'n auf Zeus Schutz, der trotz alles Ungemäches doch vom Hades seinen Sohn immer bewahre, und so tönet des Chores Lied:

1. *Strophe.*

Welchen das sterbende Dunkel der Nacht  
Gebiert, des Flammen in Schlummer  
es senkt,

Helios Helios fleh' ich,

Dieses verkünd' er, Alkmena's Sohn,

Wo ach weilet er mir?

Der du in funkelnden Strahlen glühst,

Wo in des Meers geengten Buchten,

Wo auf den doppelten Vesten ruht er?

Sag' es mir an du allsehenden Auges!

1. *Gegenstrophe.*

Sehnen erfüllt die im Streit er gewann,  
 Die Fürstin Dēianeira, nach ihm;  
 Gleich dem geängsteten Vogel,  
 Wieget in Schlummer nie thränenlos  
 Sie den sehrenden Blick,  
 Nähret des Gatten gedenkend stets  
 Furcht um den Zug, im mannberaubten  
 Lager verschmachtend in tiefer Schwer-  
 muth,  
 Und in der Ahnung gramvollen Ge-  
 schickes!

2. *Strophe.*

Denn wie des mächtigen Notos  
 Oder des Boreas Wogen.  
 Fluthend auf weitem Meere du siehst,  
 Wie sie sich heben und sinken;  
 Also den Kadmoserzeugten  
 Nähret und hebet des Lebens Noth,  
 Gleich den kressischen Fluthen.  
 Aber vom Hause des Ais

Wehret ein schützender Gott noch  
Unverletzt ihn stets zurück.

2. *Gegenstrophe.*

Denn will erfreuliche Worte  
Wider dein Sorgen ich reden.  
Nimmer, so denk' ich, müsse dein Herz  
Freudige Hoffnung verstossen.  
Denn es verhängte den Menschen  
Zeus, der allwaltende Herrscher, nicht:  
Kummerlose, Geschiede.  
Freude ja wechselt und Trauer,  
Allen im Kreise, des Nordsterns  
Ewig zirkelnden Bahnen gleich.

*Epodos.*

Nicht bleibt immer das Dunkel der Nacht  
Den Sterblichen, nicht das Todesgeschick,  
Oder des Reichthums Glanz: In schnellem  
Fluge enteilen sie, Freude, Betrübnisse.  
Folget dem Menschen in ewigem Wechsel.  
Denn wanke nicht, o Fürstin,

Io, io Paian! —

Hier, hier, geliebte  
Gebieterin, hier siehst du offenbar

Der Freude Zeugniß!

Bey den letzten Worten sieht der Chor den Herold Lichas mit dem Zuge gefangener Weiber herantahn, welche Herakles vorausgesendet, während er selbst noch dem kenaischen Zeus Siegesopfer bringt. Jetzt wird die Hoffnung volle Gewißheit und alle Gefahr scheint verschwunden. Noch ist Däoneira frey; aber selbst in jener Beute des Siegs ist das, was den Stachel in ihre Seele wirft, und sie zur That reizt, die sie dem Verhängnisse unterthänig macht. Jole, die Tochter des Königs Eurytos von Oichalia war die Ursach gewesen, daß Herakles die Stadt belagert und zerstört hatte, denn er liebte die

Jungfrau und ihr Vater versagte sie ihm.  
 Sie ist mit im Zuge, und gleich bey ihrem  
 Anblicke ahnet Dēianeira, daß diese  
 ihres Gatten Liebe gewonnen, versteckt  
 jedoch ihre Empfindung unter dem Schei-  
 ne des Mitleids.

*Dēianeira.*

Wer bist du, unglückseel'ges Weib? o  
 rede!

Bist Mädchen, bist Gebährerin? du  
 scheinst

Jungfräulich von Gestalt, doch edler  
 Art. —

Wels ist die Fremde, Lichas? wer die  
 Mutter,

Und wer der Vater, der sie zeugte? —  
 sprich!

Denn sie hat mich vor allen tief gerührt,  
 Weil zarten Sinn's ich sie allein er-  
 blicke!

*Lichas.*

Wie weiß ich's? Wie auch fragst du  
mich? — Vielleicht  
Ein Zweig aus angesehnem Stamm des  
Volks.

*Dēianeira.*

Nicht wo die Tochter des Königs Eurytos?

*Lichas.*

Ich weiß es nicht, auch hab' ich's nicht  
erfragt.

*Dēianeira.*

Weißt auch den Namen nicht von den  
Begleitern?

*Lichas.*

Mit nichten! Still verrichtet ich mein  
Werk.

*Dēianeira.*

Sprich Arme! rede selbst mir! denn  
auch dies



Ist Kummer, nicht zu wissen, wer da  
seyst? —

*Lichas.*

So wenig, als vorhin, wird sie den Mund  
Dir öffnen. Denn nicht wen'ger und  
nicht mehr

Hat irgend sie geredet, sondern stets  
Tief seufzend unter ihres Unglücks Last  
Weint sie, die Arme! seit ihr Vater-  
land,

Das luft'ge, sie verlassen. Ihr Geschick  
Wohl hart ist's, doch verstatet's noch  
Geduld.

Nun arbeitet's in Dëianeira's Seele.

Lichas gedachte es gut zu machen,  
wenn er ihren Namen und Herakles  
Liebe zu ihr verschwieg. Nicht minder  
aufrichtig meint es der Bote, indem er  
die Wahrheit ihr erzählt, so wie er sie  
vernahmen, und Lichas muß alles ge-

stehn. Gleichwohl ahnet Dēianeira, so  
 wie der Chor, nichts Schlimmers, als,  
 daß es ein Spiel der Kypris sey; den  
 Ausgang der Orakel halten sie für über-  
 standen. Es ängstigt sie, ihres Gemahls  
 Liebe, an welchen sie so innig sich an-  
 schmiegt, verloren zu haben, und  
 mit der, welche sie ihr raubte, unter  
 einem Dache zu wohnen.

Denn keine Jungfrau mehr, die Gat-  
 tin hab'

Ich aufgenommen, wie die Last ein  
 Schiffer,

Ein drückend Gut dem Herzen. Und  
 wir zwey

Wir soll'n in eines Mann's Umarmung  
 ruhn? —

Den Lohn der langen Hausbewahrung  
 schickt

Der Gatte Herakles, der sonst so treu

Und gut gepries'ne! Dennoch kann ich  
ihm

Nicht zürnen, "der an jener Krankheit  
viel

Schon litt. — Dafs aber sie in einem  
Hause,

Des Ehebetts Genossin, mit mir wohnt,  
Welch Weib kann das ertragen! Denn  
ich sehe

Der Jugend Schmuck in jener lieblich  
aufblühn,

In dieser welken: An jener weidet sich  
Der Blick von dieser kehrt der Fuß sich  
weg.

Drum fürcht' ich, Herakles wird mein  
Gemahl

Nur heißen, und der Jüngern Gatte seyn! —

Doch, wie ich sagte, zürnen ist nicht  
schön

Für ein verständig Weib. . . . ,

Jetzt glaubt sie, sey es Zeit, des Kentauren Philtron zu gebrauchen, bestreicht, nichts Böses fürchtend, ohne die Probe zu machen, nur der Liebe des Gatten gedenkend, ein Feyerkleid damit, welches sie dem Lichas übergiebt, mit dem Auftrage, es sorgfältig verschlossen zu halten, bis Herakles bey den Siegsopfern sich damit schmücke, und der Chor erwartet, ihn bald zu Hause zu sehn unter Jubel und Frohlocken. Aber der Saame des Unglücks war nun einmal ausgestreut in dem was des Glückes Werkzeug seyn sollte. Und noch wünscht der Chor: „Mög' er bald kommen, und nicht ruhn das Schiff, eh' er angelangt, vom Altar der Insel, wo er jetzt opfert, mög' er rastlos eilen, von der Bezauberung Reiz durchdrungen, nach dem Rathe

des Kentauren! — als die bange Ahnung schon wirkt, Dēianeira die zu spät gemachte Probe ängstlich erzählt, und ihren Entschluß auf den schlimmsten Fall andeutet.

Wohin, ich Arme, wendet sich mein Geist?

Ich seh ein schrecklich Werk von mir vollbracht! —

Warum denn und wofür gab der Kentaure Mir sterbend diese Gunst, um die er starb? —

Nicht also! — Den zu tödten, welcher ihn

Erschoß, bethört' er mich! — und nach der That,

Wo nichts mehr hilft, erkenn' ich seine List.

Denn ich allein, wenn mich der Sinn nicht täuscht,

Ich Unglückseel'ge, werde ihn verderben.  
 Selbst, weiß ich, einen Gott hat dies  
 Geschloß

Verletzt, den Cheiron, aus der eignen  
 Hand

Entfallend; und es tödtet jedes Thier,  
 Das es berührt; und dieses schwarze  
 Blutgift,

Des Nessos Wund' entronnen, sollt'  
 auch ihm

Nicht tödtlich seyn? — Ich fürcht' es  
 nur zu sehr! —

Doch ist mir's fest beschlossen, wenn  
 er fällt,

Ohn' Aufschub mit zu sterben. Denn  
 in Schmach

Zu leben ist dem Weibe unerträglich,  
 Der Edelsinn ihr einzig Kleinod ist.

Denn sie hatte Wolle mit der Salbe  
 bestrichen am Tagslichte, und augen-

blicklich war diese auf dem Boden in Asche verwandelt. Alles drängt sich rasch, im Augenblicke, wo die Ahnung aufsteigt, wird sie bestätigt. Hyllos kehrt zurück, mit Verwünschungen, statt freudiger Botschaft, und erzählt, was geschehn war, während man hier nur fürchtete.

*Hyllos.*

O Mutter, Eins von Dreyen wünsch  
ich dir.

Dafs du nicht lebest, oder Mutter seyst  
Von einem andern, oder für dein Herz  
Dir irgendwo ein bess'res tauschen  
mögest!

*Dëianeira,*

Was ist's, das ich so Hassenswürdiges  
that?

*Hyllos.*

So wisse, deinen Gatten, meinen Vater,  
Ja meinen Vater, mordest heute du!

*Dēianeira.*

Weh mir! o Kind, welch Wort hast  
du gesprochen!

*Hyllos.*

Das ungeschehn nicht werden kann!

Denn wer

Macht unerzeugt was schon das Tags-  
licht sieht?

*Dēianeira.*

Wie redest du, o Sohn? Wer sagt' es  
dir,

Daß du so ungeheurer That mich zeihst?

*Hyllos.*

Ich selbst vor Augen sah die bittere  
Quaal

Des Vaters, nicht erzählen hört' ich sie.

*Dēianeira.*

Wo aber war er, und wo trafst du  
ihn?



*Hyllos.*

Wenn du es wissen mußt, so will ich  
reden!

Als er die Stadt des Eurytos zerstöhrte,  
Und zu dem meerumpülten Vorgebirg'  
Euboia's, nach Kenaion, mit des Sieg's  
Tropä'n und Erstlingsraub gezogen war,  
Da weihte er dem väterlichen Zeus  
Altär' und ein belaubtes Heiligthum.  
Hier sah' ich ihn mit sehnsuchtsvoller  
Lust!

Und schon bereitet' er das Opferfest,  
Als ihm von Haus sein Herold Lichas  
kam,

Und dein Geschenk, das Todeskleid,  
ihm brachte.

Er zog es an, wie du es ihm befaßt,  
Und opferte, zwölf Stiere sonder Fehl,  
Als Erstlingsgab', und hundert Stück  
vermischt

Von allen Heerden führt' er zum Altar.

Wohl prangt zuerst der Arme, frohen

Muths,

Sich freuend des Gewandes und des

Schmucks!

Doch als des heil'gen Opferfleisches nun

Die blut'ge Flamme zehrt' und fettes

Holz,

Drang Schweiß ihm aus der Haut, es

schloß sich eng

An seine Seiten, wie von Künstlers

Hand

Ihm angeschmiegt, der Rock um jedes

Glied,

Und reißend Zucken drang durch sein

Gebein.

Wie so des Drachen blut'ges Gift ihm

fräß,

Schrie er dem unglücksel'gen Lichas zu,

Der schuldlos war an deiner Frevelthat,

Welch tückisches Gewand er ihm ge-  
bracht!

Ganz' arglos sprach der Arme, dein  
Geschenk

Sey es allein, so wie es auch gesandt  
war.

Und jener, als er's hörte und der Schmerz  
Der Zuckung ihm die Eingeweyd' er-  
griff,

Faßt' ihn am Fußgelenk' und schleudert  
ihn

An einen meerumspülten Fels. Umher  
Sprützt' aus zerschmettertem Schädel  
weißes Hirn

Und Blut mit Haaren untermischt. Hell  
schrie

Das ganze Volk, bejammernd seine  
Wuth

Und Lichas Tod, und keiner wagt' es,  
ihm

Zu nahn, denn unter lautem Angst-  
geheul

Warf bald der Krampf ihn nieder auf  
das Feld,

Bald hob er ihn empor, es halten rund  
Euböia's Vorgebirg' und Lokris Höh'n.

Matt sank er endlich hin, nachdem er  
viel

Am Boden sich gewälzt und viel ge-  
schrie'n,

Dein Unglücksbett, der Schändlichen,  
verfluchend,

Und Oineus Ehestiftung, welcher ihn  
Mit seiner Mörderin vermählt. Und als  
Er sein entstelltes Aug' aus dichtem Staub  
Aufschlug und thränenströmend mich  
im Volk

Erblickte, schau't er hin zu mir und  
sprach:

„O Sohn, o komm, und flieh mein  
Leiden nicht,

Nicht wenn mit mir dem Sterbenden du  
stürbst!

O trage mich von hinnen, laß mich  
ruhn

Da wo kein menschlich Auge mich er-  
blickt!

Erbarmst du dich, so führe schnell mich  
fort

Aus diesem Land' und laß mich hier  
nicht sterben!“

Wir legten, sein Geheiß erfüllend, ihn  
In einen Kahn, und landeten ihn mit  
Noth

Den Stöhnenden im wilden Krampf.  
Alsbald

Seht ihr noch lebend ihn, vielleicht  
schon todt! —

Das, Mutter, sannst dem Vater, tha-  
test du!

Und möge Dike dir, die Rächerin,

Vergelten dir Erinny's! also fluch'

Ich, wenn es recht ist — und es ist's!

du selbst

Verstießest alles Recht, den ersten Mann,

Wie keiner mehr auf Erden lebt, er-  
mordend!

Stumm, wie der tiefste Schmerz  
sich bey den Griechen immer äußert,  
entfernt Dēianeira sich, und der Chor  
vernimmt schon, daß sie auf dem Bet-  
te der Liebe sich erstochen, als er nur  
wähnt, sie werde jetzt sehr jammern  
und weinen. Hyllos ihr Sohn, wel-  
cher ihr geflucht, war der erste Zeuge,  
der sie in ihrem Blute sah und söhnte  
über dem Leichname der Mutter sich  
mit ihr aus. Wie sie starb erzählt die  
betagte Amme.

Als sie ins Haus allein gegangen war,

Und Hyllos ihren Sohn im Hof erblickt,

Ein Lager bettend zum Empfang des  
Vaters,

Verbarg sie sich da wo sie niemand sah,  
Und schluchzt', am Altar niederfallend,  
dafs

Sie nun verwittwet; wo sie ein Geräth  
Berührte, das die Arme sonst gebraucht,  
Da weinte sie, und ängstlich hie und da  
Im Hause irrend wo sie einen sah

Der lieben Hausgenossen, weinte sie,  
Die Unglückseel'ge, klagend ihr Ge-  
schick

Und ihr hinfort nun kinderloses Gut.  
Als sie von Klagen liefs, da sah ich sie  
In Herakles Gemach sich plötzlich stürzen,  
Und hier erblickt' im Dunkeln ich ver-  
steckt

Das Weib mit Decken Herakles Ruhbett  
Belegend. Als sie dies gethan, so  
sprang

Sie drauf, und setzte mitten auf das

Lager

Sich hin, ihr brach der Thränen hei-

ßer Quell

Hervor und schluchzend sprach sie: „O

mein Brautbett,

Du Lagerstätte, lebt hinfort mir wohl!

Nicht mehr empfängt ihr mich auf die-

sen Decken!“ —

So sprechend löste schnell sie ihr Ge-

wand,

Wo es die goldne Spang' am Busen hielt,

Und entblößte ganz die linke Seit' und

Schulter.

So schnell ich konnte lief ich, ihrem

Sohn

Zu melden was die Mutter itat begann.

Und in der Zeit, wo hin und her wir

eilen,



Sehn wir mit einem doppelschneid'gen  
Schwerdt',

Ihr Herz durchbohrt. Es weinte laut  
der Sohn,

Wie er dies sah, denn nun erkannt' er  
erst,

Der Arme, daß die That aus Leiden-  
schaft

Sie unterfing, spät von den Hausgenossen  
Belehrt, daß willenlos und vom Ken-  
taur

Berückt, sie dieses that. Nicht ruht' er  
da,

Der unglückseel'ge Sohn, von Thränen  
nicht

Von Klagen und von Küssen, sondern  
legte

An ihre Seite sich und seufzte viel,

Daß er sie ungerecht der Schuld ge-  
ziehen,

Und weinte, wie er beyder nun zugleich,  
Des Vaters und der Mutter, sey ver-  
wais't.

Also begab sich dies! — Darum wer  
zwey

Der Tage rechnet oder mehr, der ist  
Bethörten Sinn's; denn Morgen ist dir  
nicht,

Es du nicht wohl den heut'gen Tag ver-  
lebt!

Jetzt naht Herakles selbst. — Doch  
den Ausgang der Tragödie zu entwi-  
ckeln verschiebe ich dahin wo es pas-  
sender seyn wird, so wie eben da auch  
vom Oidipus, dessen Geschichte eben-  
falls unter die erwähnte Art der Hand-  
lungen gehört, weiter geredet werden  
soll.

Solche Peripetieen, wie die in den  
beyden *Oidipus* und den *Trachinierin-*

wen, fehlen, wie gezeigt, im *Wallenstein* nicht, ja die ganze Handlung beruht auf einem grossen unverhofften Glückswechsel. Illo's und Terzky's Verblendung, womit sie nach dem Siege der Schweden in ihr Fallstrick rennen, erinnert an Aigisthos in der *Elektra*, der neben Klytaimnestra's verdecktem Leichname noch frohlockt über Orestes vermeinten Tod, und selbst das Tuch aufhebt, das ihm sein und ihr böses Geschick verbirgt. Und Wallensteins ruhige Sorglosigkeit selbst in der Stunde des Verhängnisses ist um so rührender, je weniger sie an Übermuth und Vermessenheit gränzt.

Doch kommt es *hier* nur darauf an, die gänzliche Unabhängigkeit der angeführten tragischen Handlungen von ir-

gend einem "menschlichen Entschlusse und Vorsatze zu bemerken. Oidipus wird gewahr, daß er alle seine schauderhaften Thaten begangen, als er schon ganz von ihren Folgen umstrickt ist. Déianeira bereitet dem Herakles ein Werkzeug des Todes, das Mittel seyn sollte, seine Liebe zu gewinnen; Lichas bringt ihm als Schmuck der Siegesfeyer das Kleid, dessen Gift mit glühendem Schmerze sein Fleisch verzehrt, Hyllus flucht seiner Mutter, die er für wissentliche Verbrecherin hält. Lichas wird am Felsen zerschellt, Déianeira ersticht sich, und der Mutter Tod erst enthüllt dem Sohne ihre Unschuld. Sie bereiten Verderben ihrem angebeteten Heros und büßen schwer die That die nicht aus ihrem Willen floß. Hier leiden nicht bloß Entschuldige mit, die

ganze That ist Folge nicht der geringsten Schuld. Ihre Quelle liegt sehr fern im Nessos, den ja Herakles selbst erschloß, weil er die Gattin angriff, und am Ende, wie sich zeigen wird, knüpft sie sich an das Schicksaal in der alten Vorhersagung des Zeus, sein Sohn werde nicht von einem der Lebenden, sondern von einem Todten sterben. Dem Verhängnisse fällt der Heros, nicht der Gattin; grausam zwang er diese und den treuen Herold, ihm die Hand zu bieten, und giebt ihnen selbst Verderben zum Lohne.

Solche Thaten sind verhängnisvoll und schauderhaft auch ohne den Glauben an Schicksaal. Auch *Aristoteles* zieht sie mit Recht den bewußten und vorsätzlichen vor: „Besser ist es,“ sagt er in der *Poetik*, „daß unwissend

die That begangen werde, und nachher erst die Einsicht folge; denn hier ist nichts Gräßliches, und die Einsicht ist erschütternd.“ Bey ihnen, oder durch solche Anordnung eines Mythos, ist es noch immer möglich, Handlungen, wie die der alten tragischen Heroen auf die Bühne zu bringen, die, ohne das Abscheuliche, welches eine vorbedachte That in unsern Augen immer haben muß, größere Rührung bewirken, und keiner *Erklärung* durch's Schicksaal bedürfen werden. Der Held der Tragödie ist in ihnen immer ein Mann, der, nach *Aristoteles*, „ohne vorzüglich tugendhaft und gerecht zu seyn, aus großer Ehre und Glück, nicht durch Niederträchtigkeit und Schlechtigkeit des Characters, sondern durch irgend ein Versehen, in's Unglück stürzt.“

Wie viel Mühe es nämlich dem Dichter des *Wallenstein* gekostet hat, seine Begebenheit als Werk der Nothwendigkeit darzustellen, sieht man sehr deutlich. Größtentheils ist dies auch durch die bloße Anlage, durch die Bildung des Stoffes selbst erreicht. Es ist sehr klar entwickelt, wie der Herzog durch die Verkettung der Umstände zu dem Schritte gedrängt wird, wie dieser selbst die Loosung ist, die ganze Maschine in Bewegung zu setzen, keine der Hauptpersonen, Buttler ausgenommen, ihm persönlich übel will, der eine aus zu großer Ehrsucht, der andre aus Hang zum Wohlleben und Besitz ihn treibt, Piccolomini ohne weiters Nachdenken nichts als seine Pflicht zu thun glaubt, wenn er ihm entgegenwirkt, und den endlichen Ausgang keineswegs beabsichtigt.

Dennoch kommt, ohngeachtet sich  
 Dies alles schon aus sich selbst genug  
 erklärt, noch viel rhetorisches Räsone-  
 ment zu Hülfe, wodurch wiederholt  
 das Schicksaal ganz bestimmt als Ursach  
 von dem Allen dargestellt wird. Ja,  
 weil doch am Ende die Vollziehung der  
 That von dem bedachten, lange über-  
 legten und wohlberechneten Entschlusse  
 Butlers abhängt (denn wiewohl er in der  
 Hitze ihn faßte, so erwägt er ihn doch  
 nachher oft und kalt genug); so macht  
 dieser, da kein Pylades ihn, wie dort  
 den Orestes in den *Choëphoren* an das  
 Orakel des Loxias erinnern kann, sein  
 Vorhaben sich selbst durch eine darüber  
 angestellte Reflexion zum Werke des  
 Geschicks. Dessen wird er uns nun,  
 der seinen Dialektik ohngeachtet, we-  
 der überreden, noch konnte dem wah-



ren Buttler, dem rohen von beleidigtem Ehrgeize geblendeten kalten Groll hegenden Krieger, es wohl einfallen, eine solche Reflexion zu machen. Hier wo nur Vorhaben und Absicht *sichtbar* ist, soll Raisonement die Sache, das Schicksaal, suppliren. Und das Nämliche ist der Fall da wo der Herzog nun verblendet keinen andern Ausweg zu sehn glaubt, als den Abfall vom Kaiser. Wer in einer solchen Lage noch zu denken fähig ist, ob das Schicksaal Ursach seiner Handlungen sey, kann überhaupt noch sich Rechenschaft über ihre Quellen ablegen, und handelt nicht vom Schicksaal getrieben und gezwungen. Zudem ist Wallenstein ein so poëtischer Character, daß außer diesem gar nichts weiter nöthig war, um die That vollständig zu verstehn und gehörig zu fassen.

Aber alle die durch die Stücke zerstreuten Sprüche über Verhängniß und Schicksaal, die häufig sehr schön eingewebt sind, häufig am unrechten Orte stehn, sollen für eben so viele lichte Stellen gelten, durch welche in's Innerste und den höhern Zusammenhang der Handlung helle Blicke gethan werden können. Doch solche Punkte müssen sich in dem Werke selbst finden, ohne daß Absicht dabey durchschimmert, und der That die Erklärung zur Seite steht.

Wir finden das Sententiöse zwar ebenfalls bey *Aischylos* und *Euripides*: Bey beyden aus verschiednen Gründen. *Aischylos* fühlt den Kampf der Freyheit und des Schicksaals zuerst recht tief, dies Gefühl ist sein Element, und daraus entspringt sein bestimmter

Character. Daher kehrt er so oft und tief in dasselbe zurück, und gießt es aus in großen schwangern Sprüchen, etwa wie in einem Fragmente der *Niobe*:

Mein Geist, der droben einst im Himmel war,

Zur Erde steigend ruft mir also zu:

Bedenke, Menschenglück nicht sehr zu ehren!

Bey *Euripides* sieht man hingegen deutlich das Gesuchte und Angelegte. Er war durch Philosophie gebildet, und hatte viel über das Leben gedacht. Wo sich nun eine Sentenz anbringen ließ, da heftete er sie an, und sie sind bey weitem heterogener, kleinlicher, als die im *Aischylos*, der sie doch immer tief aus dem Ganzen greift. So sind seine Tragödien häufig, ihrer übr-

gen Vortrefflichkeiten unbeschadet, Träger seiner philosophischen Grundsätze.

Ganz anders ist es in dem herrlichen *Sophokles*. Überall leuchtet in ihm die reinste Klarheit des Sinns, die größte Gewandtheit des Geistes, und die Macht hervor, welche dieses einzige Genie über den Stoff hatte, ihn zu bilden und zu gestalten. Dieser ist nicht wie mit Mühe verarbeitet, sondern leicht und harmonisch seinem stillen gedeihlichen Boden entwachsen. Die äußere Gestalt seiner Kunstbildungen schmiegt sich, wie es nicht anders seyn sollte, enge an die Kraft, welche sie belebt, alles schließt sich frey an eine Hauptgestalt, und sie sind wie von selbst zu einer schönen symmetrischen Gruppe geformt. Überhaupt ist in ihnen die vollendetste innere und äußere

Wie viel Mühe es nämlich dem Dichter des *Wallenstein* gekostet hat, seine Begebenheit als Werk der Nothwendigkeit darzustellen, sieht man sehr deutlich. Größtentheils ist dies auch durch die bloße Anlage, durch die Bildung des Stoffes selbst erreicht. Es ist sehr klar entwickelt, wie der Herzog durch die Verkettung der Umstände zu dem Schritte gedrängt wird, wie dieser selbst die Lösung ist, die ganze Maschine in Bewegung zu setzen, keine der Hauptpersonen, Buttler ausgenommen, ihm persönlich übel will, der eine aus zu großer Ehrsucht, der andre aus Hang zum Wohlleben und Besitz ihn treibt, Piccolomini ohne weiters Nachdenken nichts als seine Pflicht zu thun glaubt, wenn er ihm entgegenwirkt, und den endlichen Ausgang keineswegs beabsichtigt.

tiges Motiviren derselben. \*) Und mehr Schicksaal dürfte wohl in keinem tragischen Sūjet seyn, als in denen von der eben beschriebnen Art. Daher sind sie vielleicht für unser Zeitalter, wenn man die ächte Tragödie herstellen will, die passendsten. Sie werden am stärksten das Herz rühren, am leichtesten die Phantasie erwärmen, und uns in den alten Glauben an Schicksaalsmächte (versteht sich, nur für die Zeit, wo wir das Stück sehn!) hineinlocken, welcher durch hinzukommendes

---

\*) Wenn man in antikem Geiste dichtet; so muß alles genau zusammenstimmen, aber dabey muß der Dichter fein zu sondern verstehn, was der Tragödie überhaupt wesentlich, und was bloß lokal und darum zufällig ist.

Raisonnement dann 'gewiß erschwert, oder ganz zerstört würde.

Mag aber auch in der alten Tragödie Begebenheit so schauderhaft, so mit Bedacht vollzogen seyn, als sie will, so bietet sie doch, niemals dem Sinne, bloße Niederlage dar, ohne von der andern Seite dem Gemüthe größere Kraft einzufößen.

Häufig geschieht dies durch die Erhabenheit des Helden selbst mitten im Ruin seiner irdischen Hoffnungen. Selten wird er nämlich vom Verhängnisse so überrascht, daß mit dessen äußerstem Angriffe schon seine Existenz aufgehoben, oder die Besonnenheit ihm geraubt wäre. Entweder wissen sie ihr unvermeidliches Geschick schon voraus, wie Prometheus im *Aischylos*, Eteokles und Polynikes in ihm sowohl als

im *Euripides*, Aias und Antigone im *Sophokles*. Oder ihr Leben sinkt nicht sogleich im heftigsten Sturme, sie haben noch Zeit ihre ursprüngliche Kraft desto mächtiger zu fassen, und das Schicksaal zu überwältigen.

Im erstern Falle schlagen sie es schon im voraus durch den Muth, mit welchem sie ihm darbieten was es nehmen kann, und wenn sein Schlag kommt, so erschüttert dieser bey weitem nicht so sehr, als die siegende Freyheit begeistert. In der Art, wie dies geschieht, liegt eine sehr charakteristische Verschiedenheit des *Aischylos* und *Sophokles*. Der erste von beyden ist aus dem oben angezeigten Grunde noch reizbarer, sein Gemüth ist leichter zu verwunden. Darum ist bey ihm alles wild und exacerhirt, wo son-



*phokles* gleichsam nur stutzt. Was bey diesem elastischer besonnener Muth ist, ist in *Aischylos* Helden Trotz, Starrsinn, Erbitterung, sie zerschlagen und zersprengen mit Gewalt die Ketten, die im *Sophokles* sich leicht wie durch einen Zauberwink des Geistes lösen — kurz es fehlt ihnen die Anmuth, die erst nach vollendeter innerer Bildung aus Mäßigung entstehen kann.

Im andern Falle spotten sie des Schicksaals, das seinen Streich zwar vollführt, aber ohnmächtig und schwach. Nicht *stille Ergebung* thaten- und willenlos, *Ergebung mit grossem Entschlusse*, Willkühr, welche die Begebenheit der Natur entreißt und sie zu einem Werke der Freyheit, *zur Handlung*, macht, empfängt es, klein und schwach liegt es unter den Füssen des erhabnen Geistes.

Wallenstein zeigt sich zwar groß im Unglück, kraftvoll und selbstständig wie er allein steht und Alles ihn verlassen hat. Doch hat er bis zuletzt noch immer ganz andre Ansichten, als die Erwartung dessen, was zutraf. Es war bitterer als der Tod, daß von seiner Seele alle sich losrissen, die er für treu hielt, seines Lieblings Schicksaal machte sein Herz bluten, und die menschlichen Empfindungen, die er da äußert, zieren ihn wohl so sehr, als ein standhaft erwarteter Tod.

Aber wohin endet das Alles? Sein ganzer voriger Glanz soll die Finsterniß, die sich über sein Haus herabsenkt, schauderhafter — der große Geist, der von ihm ausgeht, der Widerstand womit er das eindringende Verderben aufzuhalten strebt, seinen jähen Fall desto

beklagenswerther — die schöne Menschlichkeit, so ihn bekleidet, sein grausames Verhängniß um so rührender — alle die Hoffnungen, die ihn trügerisch umgaukeln, ihr plötzliches Verschwinden desto wehmuthvoller machen — die zerstörende Kraft des Schicksaals soll desto schrecklicher erscheinen, in dem, was sie zerstört. Diese auch gut hervorgebrachte Wirkung liegt freylich im Wesen der Tragödie. Aber sie soll nur Mittel seyn zur Hauptwirkung, die im *Wallenstein* verlohren geht. Denn obgleich die Begebenheit in ihrem Umfange eine Folge von des Herzogs eignem Thun ist, so ist doch ihr Ausgang mehr Leiden als Handlung, wenigstens das letztere nur *negativ*, in wie fern er das *nicht* thun will, was seinem Schicksaale hätte vorbeugen können.

Und wenn man etwa sagte, aus seinem vorigen Benehmen lasse sich leicht schliessen, wie er im äussersten Falle, auch bey bestimmter Vorhersehung seines Schicksaals, sich würde gezeigt haben; so findet bey einem Kunstwerke Berechnung auf Schlüsse nicht Statt, wo nur die unmittelbare Anschauung gilt, und was der Beschauer sehen und fühlen soll, wirklich in der Darstellung liegen mufs. Hier aber sehn wir in der allgemeinen Verwüstung keine Spur mehr des Lebens, alle Grösse, alle Schönheit ist verschlungen in den schwarzen Schlund des Todes, und keine Ahnung hebt uns in das Gebiet der Freyheit, die bleibt und wenn alles vergeht. Im Ausgange steht die Gräfin Terzky allerdings höher, als Wallenstein selbst.

Dennoch, wer möchte wohl, bey der gegenwärtigen Ökonomie des Stücks, wünschen, daß Piccolomini um ein Paar Minuten früher gekommen sey, und des Herzogs Tod gegen solche Rettung vertauschen? Ich sehe wohl, daß der *Wallenstein* sich nicht gut anders behandeln liefs; aber ich meine, daß sich gar wohl Sujets und Mythen finden ließen, in denen man die Tragödie der antiken näher bringen könnte, welches allerdings geschehn muß, ehe der Reichthum moderner Cultur mit ihr vereinigt werden kann.

Was aber überall die Seele auf den Fittigen der Liebe über die Herrschaft der Nothwendigkeit erhebt, ist der *alte Chor*, vornemlich des *Sophokles*, in welchem er seine ganze eigenthümliche Function hat, da er im *Aischylos*

zu sehr handelnd, im *Euripides* oft zufällig ist. Ich verweise hierüber auf das schon oben vom Chore Gesagte und als Beyspiel vorzüglich auf die Chöre in der *Antigone*.

Der Chor ist überhaupt ein integranter Theil der Tragödie, welche ohne dieses lyrische Princip ihres höchsten Zweckes verfehlt. Aber er muß sich auch in seinem Tone eben so über die Handlung erheben, als das Drama selbst über dem Kreise des gewöhnlichen Lebens steht. Ist dieses durch's jambische Metrum feyerlicher und abgesondert, so schwingt jener sich in freyem begeisterten Fluge über die Scene des Kampfes mit lyrischen Weisen, außer wo er in seinem Koryphaeos in den Dialog mit eintritt. An der Handlung darf er nicht Theil nehmen, denn er bewegt sich

frey und bleibend, trotz des Wechsels und Endes, in ihrer Mitte, er stellt Vereinigung, nicht Trennung, dar. Er ist von keiner Parthey, sondern faßt beyde zusammen und macht ihre Reflexo. Er befördert nichts, btingt die Handlung um nichts weiter, darf sie aber auch nicht aufhalten; \*) er fürchtet nur, billigt und mißbilligt, rath selten. Er dient nicht, zu beleben, sondern Ruhe in die heftigste Empörung, stille Sehnsucht in den Anblick des Streits, und milde Linderung in die Empfindung des Leidens zu gießen.

---

\*) Darum wäre also wohl *Euripides* nicht, mit *Cornelle* und Andern, zu tadeln, weil in der *Medeia* der Chor die Ermordung der Kinder nicht zurückhält.

Soll die Tragödie hergestellt werden, so wird sie es nur vollständig durch den Chor. Und dieser muß dem Wesen nach vorhanden seyn, nicht bloß mit Namen, wie in einigen französischen Stücken, wo er im Grunde so viel als nichts bedeutet. Die handelnden Personen müssen von ihm gesondert werden, und seine Tänze nicht gaukelhafte Ballets, sondern die feyerlich ernste *μῦσικὴ* der Alten seyn, die neben Gesang und Ton auch durch Bewegung das Gefühl andeutet, was der bloße Gehalt der Rede nicht erreichen kann. \*)

---

\*) Aber zu einer Reform unserer Tragödie gehört wohl Manches, das schwerlich je zu Stande kommen wird. Das Erste wäre, daß man aufhörte, sie als eine Partie der Ergötzung, als Zeitvertreib zu betrachten;



Im *Wallenstein* ist viel Chormäßiges im Max und in der Thekla.

---

sondern sie behandelte, sowohl von Seiten der Schauspieler, als des Publicums, mit der Heiligkeit und Ehrfurcht, die einem Kunstwerke, wie sie ist, vor allen gebührt. Nur an zwey jährlichen Festen gab man sie in Athen als eine heilige Feyer der Götter; der Dichter, welchen Dionysos selbst, wie dort *Aischylos*, zu seinem Priester weihte, war zu verschiedenen Zeiten mit Acteur und zugleich Directeur seiner Schauspieler, er selbst studierte sie ein, konnte sie lange üben, und durch die feurige Theilnahme eines ganzen kunstliebenden Volkes und den glorreichen Kranz des Sieges wurde er hinlänglich gelohnt. Die Tragödien waren nur auf Auführung, nicht auf Lectüre berechnet. Und hier denke man sich die großen Theater, wo alles in Ton und Gestalt angelegt war,

Jedoch dient das Lyrische in ihnen ebenfalls nur, das Tragische des Ganzen zu mehrern. Der stille Friede ihrer Seele, die Erhebung über alles, was sie umgiebt, in die Welt ihrer Liebe, soll nicht wieder Harmonie in das entzweyte Gemüth bringen. Es soll desto mehr zerrissen, desto heftiger erschüttert wer-

---

die Handelnden wie Erscheinungen, ihre Sprüche wie Nachklänge aus einer andern höhern Welt aufzunehmen, und die Zuschauer aus dem niedrigen Kreise des Lebens in die Ideenwelt zu heben. Dabey dann den allgemeinen für's Große und Aechte empfänglichen Sinn, der nicht an allen den conventionellen Bedenklichkeiten hing. auf welche unsre Welt sieht. — Bis wir dahin kommen ist's noch weit. Für jetzt mag man wohl zufrieden seyn, das Vortrefliche nur lesen und im Stillen lieben zu können.

den, wenn es diese Unschuldigen in den allgemeinen Rän mit fortgerissen sieht.

Man rechne es der alten Tragödie doch ja nicht als Fehler an, daß sie die Liebe verschmäht um stärker zu rühren. Elegie und Ode singt Sehnsucht und Liebe, „und nicht jedes Vergnügen muß man,“ nach *Aristoteles*, „von der Tragödie verlangen, sondern ihr eigenthümliches.“ Und dies Eigenthümliche liegt schon in der ganzen Handlung, wird nicht erst durch gewaltsam zerstörte Liebe erregt. In unsern Trauerspielen ist diese das einzige Surrogat für alles andre Tragische. In *Schillers* Tragödie kommt sie nur außerdem noch hinzu, wie etwa die Liebe des Haimon und der Antigone bey *Sophokles*, obgleich auch diese nicht

wie er in der sophokleischen Tragödie ist. Durch ihn wird sie erst vollendet, *eine vollständige große Lebensmelodie*. Schwermüthige und freudige Töne folgen in mannigfaltiger Mischung. Oft lockt uns ein steigender Accent zur höchsten Begeisterung — er verstummt und senket in düstre Trauer die Seele. Aber am Ende ist das Gemüth in eine stille ruhige Musik verschmolzen.

Doch können wir noch weiter gehn, noch einen höhern Gesichtspunct fassen, von wannen wir tiefer ins Innerste der alten Tragödie blicken, und sehn, wie *mehr Aussöhnung, als Darstellung der Verwüstungen des Kampfes ihr letztes Ziel, wie Verherrlichung der Freyheit, nicht des Schicksaals, ihr höchster Gipfel ist*. Dieser ist sichtbar in den Handlungen, welche mehrere mit

einander verknüpfte schauerhafte Begebenheiten zuletzt in einen schönen Frieden und fröhlichen Ausgang auflösen.

Nemlich schon wenn man nur die alten Tragödien jede einzeln für sich betrachtet; findet man, daß nicht wenige von ihnen sich freudig schließen. Man denke nur an die *Eumeniden*, den *Philoktetes*, die *Iphigeneia in Taurien* und andre. Der erste Versuch, dies zu erklären; ist natürlich der, daß ein zweyfacher Ausgang der Tragödie, entweder gänzliche Zerstörung, oder Aussöhnung und Herstellung der Harmonie, möglich sey. Dies ist wahr und hilft aus, so lange man jede Tragödie als ein abgeschlossnes und einzelnes Ganze für sich betrachtet.

Aber gerade viele von denen, welche einen solchen Ausgang haben, dürfen, wenn man sie ganz verstehen will, gar nicht einzeln genommen werden; von vielen läßt sich noch sehr deutlich die Verbindung aufzeigen, in der man sie fassen muß, von andern läßt sie sich mit vieler Wahrscheinlichkeit mutmaßen. Denn eben hier liegt der erste Sinn und die eigentliche Bedeutung der alten *Trilogieen*.

Ich möchte diese mit den Gruppierungen der bildenden Kunst, wo mehrere einzelne historisch zusammenhängende Figuren oder Handlungen, zu einem innerlich und organisch verwachsenen Kunstwerke zusammengebildet sind vergleichen. Die Beziehung der alten Bildhauerkunst und Tragödie auf einander, auch der Malerei auf die letzte,

ist überhaupt so groß, daß jene nur durch diese ganz verstanden werden kann, welches bey einer vollständigen Entwicklung der letzten gezeigt werden muß. Die Ausbildung der erstern nach der Tragödie, und die Thatsache, daß mehrere der vollendetsten Marmorbildungen, die wir kennen, seyen es Statuen oder Reliefs, Sujets der besten tragischen Stücke enthalten, bestätigt dies. In der That drängt es sich bey freyer geistiger Lectüre der Tragiker ganz unwillkührlich auf, die in eine Handlung verschlungenen Personen auch in eine Gruppe durch die Phantasie zu verflechten, und sich zur Anschauung hinzustellen: Und wiederum nur durch Auffinden des Punctes der Handlung und Versetzen in dieselbe, bekommen jene Werke der Bildhauerey Leben. Gö-

ihre's Erklärung des *Laokoön*, die Gruppe der *Niobe* u. a. beweisen dies. Weil nemlich die Tragödie das Höchste; Heiligste der Menschheit bewahrt, so hatte die Kunst, um dies in Bildungen für's Auge zu zaubern, keinen bessern Stoff, als den sie in jener schon ganz für sich zubereitet fand, zu dem sie fast ohne Wahl getrieben wurde. \*)

---

\*) Erklärt man die erwähnte Beziehung nur daraus, daß der Bildhauer die flüchtige und schnellverschwindende Stellung des Schauspielers gehascht und in Marmor befestigt habe, so reicht man wegen der Art, wie die alten Acteurs decorirt waren, nicht aus. Gleichwohl läßt es sich nicht läugnen, daß die Schauspieler durch ihre passenden Gruppierungen auf dem Theater vieles beytragen können, die Wirkung der Scenen, oder des Ganzen, bef-



*Hellas* war ein einziges organisches Ganze, und je mehr man es in diesem Geiste nimmt, desto tiefer dringt man in seine Bildung ein. Wissenschaft und Kunst, und Leben und Verfassung, alles griff eng in einander, und kein Theilchen läßt sich getrennt vom Ganzen verstehn, so wie das Ganze uns ewig nur Ruine bleiben, nie ganz erforscht werden wird, wenn nicht etwa durch ein Wunder alle Theile ergänzt, und ihr Überschaun und Durchschauen möglich gemacht wird. Kunst keimt aus Kunst, und jeder Theil der einzelnen erzeugt einen neuen, der den

---

fender und lebendiger zu machen. Ja ich glaube, dies sollte ein Hauptaugenmerk ihrer Kunst seyn.

Bildungstrieb fortführt, und die durch's Ganze verbreitete organische Kraft auf die mannigfaltigste Art schaffend darstellt.

Die Thaten der Götter und den Ruhm der Männer hatten die epischen Dichter in eine zwar sinnige, aber lose Verbindung gesetzt, und aus den Begebenheiten der Heroen und ihrer Geschlechter die cyclos gebildet. Diese nahmen die Tragiker an und gestalteten sie mit Freyheit zu einem innern nothwendigen Zusammenhange, in welchem sie eigentliche *ἡρώματα*; fest verbundene Kreise von Handlungen, wurden. Sie leiteten diese durch mehrere Tragödien, und überlieferten sie wieder den Bildhauern, welche sie in Gruppen darstellten, oder ihre großen Fol-

gen in einer Reihe von Reliefs durchführten.

Keine *συναρτία* steht wieder einzeln, sondern greift in mannigfaltigen Beziehungen in die übrigen ein, und wahrscheinlich verflocht der große Chor der tragischen Dichter sie alle erst unwillkürlich zu einem Ganzen, ihre Stücke webten und schlossen sich so durch einander, etwa wie *Sophokles Antigone* unmittelbar hinter *Aischylos Sieben gegen Thebe* tritt. Bilden doch die drey Tragiker, die wie ein fernes Zeichen uns winken, eine förmliche Trilogie, welche die große Folge des Ganzen andeutet. Denn nur aus der überströmenden Fülle erwachender Kraft im *Aischylos*, konnte die volle elastische Rundung des *Sophokles* entstehen, und nur nach dieser ho-

hen Vollendung *Euripides*, ein feiner Bildner der Theile, die allmähliche Auflösung der reinen tragischen Kunst andeuten. Im *Sophokles* ist aber noch die Tendenz seiner Stücke zu einem geschlossnen Ganzen, zur Bewegung aller Kreise um einen Mittelpunkt unverkennbar. Es finden sich deutliche Spuren des Zusammengreifens der Pragmatieen. Im *Aias* z. B. sind bedeutende starke Winke auf die *Orestias* (als v. 835. 1390) und wie die *herakläische* Pragmatie in die *troische* einfällt, wird sich weiter unten darthun. Aber im Ganzen fühlen wir erst hier recht die Dürftigkeit unsrer Kenntnisse des griechischen Alterthums und lernen seine ehrwürdigen Reste innig lieben; denn größtentheils bleibt uns nur übrig zu diviniren und ungewiß die Lücken anzudeuten. Da begrei-

fen wir erst, was *Fragmente* heißen. Wir nennen das so, worin oft der ganze volle herrliche Geist des Hellenen gebannt ist, und bedenken nicht, daß auch die größern Stücke nichts als traurige Fragmente sind!

Wie die Massen so schlossen zuerst die Theile sich an und in einander. *Verstattete es nur irgend der Stoff*, so vereinigten sich mehrere einzelne Tragödien zu einem Ganzen, und müssen, *wenn sie in solcher Verbindung stehn* (sie aufsuchen kann man aber wenigstens bey jeder) nur in derselben genommen werden. Jedes einzelne Stück einer Trilogie (nicht drey Stücke, die bloß hinter einander aufgeführt wurden, sondern die in reellem innerm Zusammenhange stehn) enthält zwar eine *für sich völlig abgeschlossene, allein auf sich*

*beruhende tragische Handlung:* Aber in dieser liegen schon Keime, die wieder auf eine folgende deuten, welche ebenfalls ausgebildet werden mußte. \*) So entsteht eine Verknüpfung mehrerer tragischer Begebenheiten, die, um sie ganz zu fassen, bis zu ihrer Beendigung verfolgt werden muß, und da gerade findet es sich, daß eben die Stücke, welche sich mit einem fröhlichen Ausgange schließen, einer solchen Häufung schauderhafter Thaten, oder des Leidens, ein Ziel setzen. Nimmt man

---

\*) In manchen sind diese schon im vorhergehenden Stücke zu sehr in Thätigkeit gesetzt. Daher erklärt es sich, wenn in einigen das Drama weiter geht als eigentlich die Sphäre seiner Handlung reicht, wie z. B. in *Aischylos Sieben gegen Thebe*.

jede derselben einzeln, so erblickt man nichts als gehäuftes Unglück und Zerstörung. Sie verschwinden, sobald man nur alle zusammengehörenden Stücke verbindet, aus deren letztem dann trotz der Niederlage der Sinnenwesen, Aussöhnung, trotz der Freveltthaten, welche in Verblendung der Menschen das Schicksal an einander kettet, Freyheit und Muth über die Trümmer weht; und, wie in der Marmorgruppe das Göttliche uns aus der Noth, die es umgiebt, mit den gen Himmel gewandten Blicken gen Himmel trägt, so errichtet Liebe und Religion auf ihnen ihre ewigen Tropäen.

Und solche Trilogieen in eins zu fassen, war dem Alten ohne Schwierigkeit möglich! Denn jedes einzelne Stück war ein scharfbegrenztes, leicht

zu überschauendes, und darum leicht  
 faßliches Gebilde, nicht größer etwa,  
 als einer unsrer Acte, aber klarer und  
 reiner von allem Fremdartigen, als eins  
 unsrer modernen. Wurden sie auch  
 nicht alle so unmittelbar hinter einander  
 gegeben, wie die *Orestias* des *Ai-*  
*schylos*, so hindert doch nichts, sie  
 so viel wir können so zu vereinigen,  
 oder wo uns Data fehlen, aus einer  
 solchen Vereinigung zu erklären, wie  
 es der Geist ihrer Verfasser und ihr In-  
 halt fodert. *Sophokles* fing, wie be-  
 kannt, überhaupt an, nur einzelne  
 Stücke aufzuführen, statt daß gewöhn-  
 lich drey, wenn auch von ganz ver-  
 schiedenem Stoffe, nach einander gege-  
 ben wurden. Er dichtete seinen *Oidi-*  
*pus auf dem Kolonos* lange nach dem  
*Könige Oidipus*, und doch sind beyde



für einander integrant, worüber *Jacob* in den *Briefen eines einsamen Denkers* im ersten Jahrgange der *Horen* schon viel Lesenswerthes gesagt hat.

Die vollständige Untersuchung, um dies zu erweisen, kann hier nicht angestellt werden. Nur Einiges, was bekannt ist und am Tage liegt, will ich zu entwickeln mich bemühen.

Man kennt allgemein die aischyläische Trilogie des *feuerraubenden*, *gefesselten* und *gelöseten Prometheus*. Nur das zweyte dieser Stücke ist uns übrig, und so wie in ihm der Titan in der Größe seiner Qualen erscheint, so würde er im Dritten vom Herakles wieder erlöset.

Sehr merkwürdig aber ist die *Orestes*, die wir noch ganz besitzen, und worin wir aufs Vollständigste das eigen-

thümliche Wesen der alten Trilogieen sehn können. Man muß sich wohl hüten, die drey Stücke, aus denen sie besteht, den *Agamemnon*, die *Choëphoren* und die *Eumeniden* von einander zu trennen. Sie stehn in engem Zusammenhange und in den *Eumeniden* wird das Ganze erst vollendet.

Keins der hellenischen Geschlechter, außer den Labdakiden, kommt dem Hause der Tantaliden an ununterbrochener Reihe grausenvoller Thaten gleich, die vom Ahnherrn Tantalos anhebt, und sich verkettet fortpflanzt, bis in Agamemnon's Sohne Orestes das Schicksaal versöhnt wird. Während der Weitherrschende mit dem Heere der Hellenen vor Ilion lag, berückte Aegisthos, Thyestes Sohn, eines Bruders von Atreus, der Agamemnon's Vater war,

um das schreckliche Mahl zu rächen, bey welchem sein Oheim den Thyestes mit dem Fleische seiner eignen Söhne Tantalos und Pleisthenes bewirthet hatte, die Sinne der Klytämnestra, der Gattin des Atreiden, Leda's Tochter und des göttlichen Schwanen. Sie war sonst gut und brav, aber jetzt ohnehin gegen Agamemnon erbittert, weil er ihre Tochter Iphigeneia bey der Abfahrt des Heeres von Aulis geopfert, welche Opferung *Aischylos* schon in der verlohrnen Tragödie *Iphigeneia* dargestellt hatte.

Im *Agamemnon* verkünden nun Wachfeuer, die ganze Küste des aigaischen Meeres entlang auf allen hohen Warten, der Fürstin die nächtliche Stunde, in welcher Ilion fiel. Freude über das Ende des langen Kriegs erfüllt ganz

Mykene, doch dunkle Sorge wegen  
 Kalchas Phiprophezeiung umzieht den  
 Geist der Greise, aus denen der Chor  
 besteht. Der Siegesbote erscheint, und  
 wiewohl die Männer viel Ungemach-er-  
 litten, viele der tapfern Streiter geblie-  
 ben sind, so rühmt er doch:

Uns, die erhalten vom Argeierheer,  
 Siegt der Gewinn, nicht wiegt das Leid  
   ihm gleich,  
 Sogar, daß über diesen Strahl des Glücks  
 Man noch spät dem fernen Fremdling  
   rühmen darf: \*)

---

\*) Der Bote versetzt sich hier in entfernte  
 Zeiten, wo Fremdlinge aus entlegnen  
 Ländern, (*die über Land und See flie-  
 gen*) die Tropäen bewundern, womit die  
 Tempel in Mykene geschmückt sind. Ein  
 Bürger, oder ein *Mykenier*, sagt ihm dann:  
 Das ist die Beute, welche unsere Ahnherrn

„Das Heer von Argos nahm einst Iliön,  
 Und weihte Hellas Göttern diese Beute.  
 In ihren Tempeln, eine alte Zier!“

Wer solches hört, mag rühmen diese  
 Stadt

Und unsre Feldherrn, und die Huld des  
 Zeus

Wird hoch gepriesen, die uns solches  
 that.

Bald zieht auch der Zerstörer Iliön's  
 ein, voll heiliger Scheu; durch freveln-  
 den Übermuth die Götter zu erzürnen.

Zuförderst Argos und die Landesgötter  
 Zu grüßen ziemt sich, die der Heim-  
 kehr Glück

in Iliön machten! dergleichen kommt im  
*Homer's* häufig vor; auch in den Tra-  
 gikern. Vergl. *Eumenid.* 753. *Sophocl.*  
*Aiac.* 501. *Electra.* 977.

Mir gaben, und die Strafe so ich nahm  
 Von Priams Stadt. Denn ihre Schuld

rief laut

Auf zu den Göttern, und Ilion's Todes-

loose

Und vieles Volk's eiamüthig warfen sie  
 In's Blutgefäß, \*) der andern Urne naht

\*) Der Dichter hat die athenischen Blutgerichte des Areopagos vor Augen, deren Sitte aus den *Choëphoren* deutlicher erhellt. Die Richter urtheilten durch schwarze und weiße Steine, die sie in zwey verschiedne Gefäße warfen, die schwarzen in das Gefäß des Todes, das hölzern, die weißen in das Gefäß der Barmherzigkeit, das von Bronze war. So richteten auch die Götter über Ilion. Aber sie thun dies ohne vorher die Partheyen (*δικας*) mündlich gehört zu haben (*μετὰ γλώσσης κλέους δικας*, wofür auch vor- kommt *κατὰ γλώσσης κλίνι*, Sophocl.

Die Hand sich hoffend, aber unerfüllt.  
 Die Stätte zeichnet itzt ein dicker Rauch,  
 Es brausen Ate's Stürm' und sterbend  
 dampft

Die Asche noch des Reichthums fetten  
 Duft.

Gleißend empfängt ihn die Gaitin  
 und fährt über Purpurdecken in's Haus  
 ihn ein zum Bade und dem Mahle der  
 frohen Heimkehr. Aber Ahnung und  
 Sorge füllt noch die Greise, und die  
 Prophetin Kassandra verkündet in schreck-  
 lichen Gesichtern des Hauses Freveltha-  
 ten und ihr eignes nahes Schicksaal:  
 Denn nimmer läßt dies Haus der schwar-  
 ze Chor

Einstimmig, nicht wohltonend, denn er singt

---

Trachin. 747.) Paris Frevel schrie laut zu  
 ihnen auf.

Nicht Gutes, und, berauscht in Men-  
schenblut

Zu größrer Kühnheit, Komos bleibet  
fest

In ihm mit den verschwisterten Erinnyen.  
Am Eingang weilend singen sie den  
Hymnos,

Die erste Schuld, und speyen wechselnd  
aus,

Ihm zürnend, der des Bruders Bett  
entehrt.

Und wiederum:

Iu iu! o o! weh weh:

Wie ergreift mich wieder fürchterlich  
die Noth

Der Prophezeihung unter Unglücksruf!

Ha, sehet hier sie auf dem Hause sitzen

Die Knaben- da, zwo Traumgestalten  
gleich,

Als ob die Freunde sie gemordet, Fleisch



Fällt ihre Händ', ein Mahl des Blutsver-  
wandten.

Das Herz, die Eingeweyd', erbarmungs-  
werth,

Des eignen Vaters Speise, tragen sie!  
Und Rache sinnt darob dem Leuen jetzt  
Die schwache Hüterin des Lagers, weh!  
Sinnt meinem Herrn, dem heimgekehr-  
ten, Rache! —

Denn tragen muß ich jetzt der Knecht-  
schaft Joch. —

Und er, der Schiffe Führer, Ilion's  
Zerstörer, ahnt nicht, was die freche  
Hündin

Mit ihren gleisnerischen Worten, gleich  
Der hinterlist'gen Schlange, Böses dach-  
tet.

Und solch Beginnen wagt ein Weib!  
den Mann

Er mordet sie! Welch feindlich Ungethüm  
Mag ich sie nennen? — Amphibaina,  
Skylia,

Die in der Felskluft haus't, des Schiff-  
fers Schrecken —

Sie, die dem Hades schlachtend grau-  
sig Unheil

Den Fremden schnaubet! — Wie froh-  
lockte sie;

Die Frevlerin, als ob errungen Siegt!

Und scheint nur seiner Heimkehr sich zu  
freun!

Glaubst du den Worten nicht, — wohl-  
an, es wird

Geschehn was kommen soll, und du  
wirst zeugend

Wahrsagerin mich bald erbarmend nennen!

So schreitet sie gleich darauf gefast  
in's Haus, wo ihr der Tod bereitet war,

mit tiefer Wahrheit besenkend den Sinn  
der Menschen:

O des Geschicks der Sterblichen! Ist's

froh,

So mag's ein Schatten stürzen, und

ist's traurig,

Ein nasser Schwamm wischt schnell die

Schrift dir ab —

Und dies bejammt' ich noch um vieles

mehr!

Kaum auch folgt des Chores ernstes

Lied, da tönt es schon von innen:

Weh! tödlich ist ein Streich auf mich

geführt!

Und noch einmal:

Weh! wiederum ein zweyter ist geschehn!

und der Chor schwankt unschlüssig

was er thut, als Klytämnestra hervortritt

und selbst frohlockend die That ver-

kündet.

Also vollstreckt' ich's, und ich leugn' es  
 nicht,  
 Dafs er den Tod nicht fliehn nicht weh-  
 ren konnte.

Ein Gewand ohn' Ausgang, wie ein Fi-  
 schernetz,  
 Werf' ich um ihn, des Kleides bösen  
 Reichthum.

Dann schlag' ich zweymal ihn und in  
 zwey Seufzern

Verliefs er seinen Leib, und dem Ge-  
 fallenen

Geb' ich den dritten Hieb, gelobten  
 Dank

Dem Hades, als der Abgeschiednen  
 Schutz.

So röchelt' er sein Leben fallend aus,  
 Und sprudelt' hin des Blutes vollen  
 Strahl

Mit einem dunkeln Tropfen Purpurthau's

Mich spritzend, der mich erfreute, wie  
 die Erde  
 Zeus Regen, wann die Saat den Kelch  
 gebiehr.

Auch der feige Aigisthos frohlocket  
 jetzt, und die schauderhafteste Unthat  
 triumphirt im *Agamemnon*.

Aber des Fürsten Sohn Orestes war,  
 sey es von seiner Mutter oder Schwe-  
 ster, Strophios, dem Könige in Phokis,  
 übergeben, und von ihm weifsagt die  
 Seherin Cassandra:

Doch werden wir von den Göttern un-  
 geehrt

Nicht sterben, denn ein andrer Helfer  
 kommt,

Ein muttermördrisches Gewächs, der  
 Rächer

Des Vaters. Flüchtig, von der Hey-  
 math fern,

Kehrt er zurück, und krönet all dies  
 Leid  
 Der Freund', ihn ruft des erschlagenen  
 Vaters Tod.

In den *Chosphoren* kehret er heim  
 mit dem Freunde Pylades, und als er des  
 Hauptes erste Locken dem Vater und dem  
 nährenden Stromgotte Inachos weihet, er-  
 blickt er der Jungfrauen heiligen Chor  
 und mit ihnen die hohe Schwester  
 Elektra. Denn Klytaimnestra gepeinigt  
 von einem fürchterlichen Traume sandte  
 sie, die versöhnende Libation dem Gei-  
 ste Agamemnon's zu bringen. Elektra  
 erkennt freudig den langersehten Bru-  
 der und dieser steht auf des Vaters Grabe:  
 Zeus, Zeus! Erbarmend schau' auf uns  
 herab!

O sieh des Vatersaars verwais'te Brut,  
 Der in den festumschlungenen Kreisen starb.

Des fürchterlichen Drachen! Ach die

Waisen

Quält dünner Hunger! Noch sind sie

nicht stark,

Des Vaters Beute in ihr Nest zu tragen.

Also auch mich, und diese hier, Elektra;

Zwey waterlose Kinder, siehst du hier,

Von ihrem Hause beyde gleich verbannt

Woher, wenn diese Jungen du verdirbst

Des Vaters, der dich opfernd hoch ge-

ehrt,

Kommt dir des Opferschmauses gleiche

Pracht?

Nicht kannst verderbend du des Adlers Brut

Den Sterblichen mehr sichere Zeichen

senden,

Noch dieser Fürstenstamm, wenn er

verdorrt,

Wird deinem Altar mächt'ge Farren schlach-

ten.

O schütz' ihn, und vom Staube heb'  
empor

Dies Haus, das tief gefallen jetzt er-  
scheint,

Auch beyde knieend auf dem Grab-  
hügel, bitten die Rache dem Orestes  
zu fördern, welche unter schrecklichen  
Drohungen Apollon ihm befohlen.

*Orestes.*

O Vater, sterbend nicht nach Herr-  
scherweise,

Mir Bittendem gieb deines Hauses Kraft,

*Elektra.*

Und ich, o Vater, fleh' um diese Gunst,  
Dafs ich entrinn', Aigisthos Tod bereitend!

*Orestes.*

Denn also mag des Todtenmahls Gebühr  
Dir werden; sonst wirst du von Schmau-  
senden.

Bey fetten Scheiterhaufen ungeehrt seyn!



*Elektra.*

Und ich will dir mein Hochzeitsopfer  
bringen

Vom ganzen Erbsheil' aus dem Vater-  
haus',

Und will vor allen ehren dieses Grab!

*Orestes.*

O Gaia; send' uns ihn, den Kampf zu  
schau'n!

*Elektra.*

O Persephassa, gieb uns schönen Sieg!

*Orestes.*

Gedenk des Bads, worin du fiest, o  
Vater!

*Elektra.*

Das Netzes denke, drin sie dich er-  
würgten!

*Orestes.*

In angestülpte Schlingen fiest du, Va-  
ter!

*Elektra.*

Östheimlich in ein tückisches Gewand!

*Orestes.*

Erwachst du nicht ob dieser Schwach,

o Vater?

*Elektra.*

Hebst du nicht dein geliebtes Haupt

empor?

*Orestes.*

Ja send' uns Dike, Helferin den Freun-

den,

Ja laß sie fallen jetzt mit gleichem Fall,

Wenn du besieget wieder siegen willst?

*Elektra.*

Und höre dieses letzte Flehn, o Vater!

Steh' deine Jungen ~~erbarmend~~ auf dem

Hügel,

Die weibliche zugleich des Mannes Brut,

Und nimm uns, Pelops Saamen, doch

nicht aus!

Alsdann bist du nicht todt, und starbst  
du gleich.

In Kindern lebt des todten Mannes Ruhm,  
Sie ziehn, dem Korkholz gleich, das  
Netz empor,  
Aus tiefem Grund das Garngewebe ret-  
tend.

O hör' uns, diese Klage tönt um dich!  
Dir selbst ist's Heil, wenn unser Wort  
du ehrst,  
Und ein untadlich Todtenfest begehn  
wir,  
Des Grabes Ehr' und unbeweinten  
Fall's!

Nach gefafstem Rathe meldet Ore-  
stes sich an der Thüre des Pallastes, wo  
Klytāimnestra wohnt mit ihrem Buhlen  
Aigisthos. Er giebt vor, er komme von  
Phokis, und Strophios habe ihm aufge-  
tragen, zu berichten, daß Orestes ge-

storben sey. Es ist Abend, und willig nimmt die Fürstin den Fremdling, der so willkommene Botschaft bringt, in ihr Haus, des Herzens Freude verbergend. Aber Trauer erfüllt Geilissa, die alte Amme des Orestes, welche aller kleinen Sorgen seiner Kindheit sich erinnert, die sie nun umsonst gehabt. Aigisthos wird gerufen, selbst den Mann zu sprechen, und nicht lange ist er drinnen, so hört man schon den Ruf des Sterbenden. Das Haus geräth in Aufruhr, Klytaimnestra läuft herbey, und erfährt kaum die That, als Orestes ihr begegnet.

*Orestes.*

Dich eben such' ich, jener hat gebüßt,

*Klytaimnestra.*

Weh! todt bist du, Aigisthos theure  
Kraft?

*Orestes.*

Du liebst ihn! in demselben Grabe druth  
Sollst liegen du, und wirst ihn nie  
mehr lassen!

*Klytaimnestra.*

Halt ein, o Sohn! ach ehre, Kind, die  
Brust,  
An welcher oft du schlummernd hingst,  
indefß  
Mit zarten Lippen fette Milch du sögst.

*Orestes.*

Pylades, was thu' ich? schon' ich den  
Mutter?

*Pylades.*

Wo bleibt des pythischen Götterspruches  
Kraft  
Des Loxias? der treue Schwur? — Eh  
sey  
Ein Feind der Welt, eh du mit Göttern  
haderst!

*Orestes.*

Du siegest Freund, (und mahnst zu gater Zeit! —

Auf folge! neben ihm will ich dich  
schlachten,

Der lebend mehr dir als mein Vater galt!

Bey ihm schlaf auch im Grabe, denn

du liebst

Den Mann, und hassest den du lieben

soltest.

*Klytaimnestra.*

Ich nährte dich, (mit dir laß mich auch  
altern!

*Orestes.*

Du, Mörderin des Vaters, du mit mir?

*Klytaimnestra.*

Das Schicksaal ist der Schuldige, o Sohn!

*Orestes.*

Auch dies Geschick bereitet nun das  
Schicksaal!

*Klytaimnestra.*

Hast du's nicht, o Sohn, den

Mutter Fluch?

*Orestes.*

Du, meine Mutter, stießest mich ins Elend

*Klytaimnestra.*

Nicht stieß ich fort dich! In des Gastes

freund's Haus, —

*Orestes.*

Ward zwiefach ich verkauft, des Freyen

Sohn: —

*Klytaimnestra.*

Wo ist der Lohn denn, welchen ich

empfang?

*Orestes.*

Den laut dir vorzuwerfen schäm' ich mich,

*Klytaimnestra.*

Sprich nur zugleich auch deines Vaters

Thorheit!

*Orestes.*

Nicht tadle ihn, der stritt weil du da-  
heim warst.

*Klytaimnestra.*

Fein ist's den Weibern, fern vom Man-  
ne seyn.

*Orestes.*

Doch nährt das Weib daheim des Man-  
nes Arbeit.

*Klytaimnestra.*

Bedenk', o Sohn, die Mutter tödtest du!

*Orestes.*

Da selbst du wirst dich tödten und nicht  
ich.

*Klytaimnestra.*

Steh, sehen die grimmigen Hunde dei-  
ner Mutter.

*Orestes.*

Wie flieh' ich die des Vaters, wenn  
ich säume?



*Klytaimnestra.*

Vergebens wein' ich, lebend auf ein Grab!

*Orestes.*

Des Vaters Schicksaal bringet dir den  
Tod.

*Klytaimnestra.*

Weh! diesen Drachen gehahr und nähr-  
te ich, \*)

O mein prophetisch furchtbar Traumge-  
sicht!

*Orestes.*

Wie du erschlugest also leid' auch jetzt!

Mit diesen Worten führt Orestes  
seine Mutter in's Haus, und nachdem  
er sie drinnen erschlagen, werden

\*) Ihr hatte nämlich geträumt, sie habe ei-  
nen Drachen gebokren, der mit der Milch  
Ströme Blutz aus ihrer Brust gesogen.

beyde Leichname herausgetragen, über  
welche er selbst das Netz hält, worin  
sie seinen Vater gemordet, als Zeug-  
niß der gerechten Rache:

Seht hier des Landes Doppelherrscher  
liegen,

Des Hauses vatermörderische Zerstörer!  
Stolz waren vormals sie auf ihrem Thron  
Und sind noch Freunde, denn ihr Leid  
ist gleich.

Auch ist des Eyd's Gelöbnis treu erfüllt:  
Dem armen Vater schwuren sie den  
Tod,

Sich gleiches End', und also ist's ge-  
schehn! —

Seht wieder, Zeugen dieser That, seht  
hier

Das Werkzeug, meines armen Vaters  
Band,

Der Hände Fesseln und der Füß' Um-  
strickung!

Entfaltet es, und zeigt dem Kreis' um-  
her.

Der Männer die Umhüllung, daß der  
Vater,

Nicht meiner, Helios, der alles schaut,  
Der Mutter schwere Frevelthat erblicke  
Und einst mir Zeugniß gebe im Ge-  
richt! —

So habe ich gerecht dies Loos vollstreckt  
Der Mutter — von Aigisthos red' ich  
nicht,

Ihn traf, den Buhler, Strafe des Ge-  
setzes! —

Sie aber, die solch Bubenstück ersann  
Dem Manne, dessen Kinder sie doch  
trug

Im Schooße — einst ihr hold und jetzt  
ihr Unheil —

Sie gleicht der Viper; gleicht dem bö-  
sen Molch,

Vor dessen Hauche fault, was er be-  
rührt,

Ob ihres gift'gen Sinn's und schnöden  
Muth's! —

Wie nenn' ich's mit des Mundes heil'ger  
Scheu?

Fang des Gewilds, des Todten Fußsum-  
hüllung

Im Sarge? Wohl! ein Netz, ein Jäger-  
garn,

Nenn' es ein fußverstrickendes Gewand!  
Ein solches mögt' ein Dieb sich wohl  
bereiten,

Des Wanderers Berückung, der auf  
Raub

Ausgeht! — Wie würd' er nicht erhitz-  
ten Muths

In dieser tück'schen Schlinge viele  
morden! —

O solche Gattin möge nie mein Haus  
Betreten! Lieber sterb' ich kinderlos!

Aber gleich steigen die Furien auf,  
Angst befällt ihn, er will fliehn nach  
Delphi, um Heilung dort zu holen vom  
Apollon, der ihm die That geheissen.

*Orestes.*

Ah, ah!

Ihr Mägdle, diese Weiber, gleich Gorgo-  
nen —

Schwarzangethan, umschlungen ist ihr  
Haupt

Mit dichten Nattern! — Nicht mehr  
weil' ich hier!

*Chor.*

Welch Traumgesicht beängstigt dich?

Dir ist

Dein Vater hold! Jetzt siegend laß die  
Furcht!

*Orestes.*

Nicht Traumgesicht ist's dieser Plagen mir,

Der Mutter grimmige Hunde sind es  
klar!

*Chor.*

Noch klebt an deinen Händen frisches Blut,  
Darum befällt Zerrüttung deine Sinne.

*Orestes.*

Apollon, Herrscher! dieser werden viele  
Und aus den Augen tröpfelt gräßlich Blut.

*Chor.*

Im Haus' ist Sühnungstrank, und Loxias  
Wird bald von diesen Plagen dich be-  
frey'n.

*Orestes.*

Ihr seht sie nicht, ich aber sehe sie!  
Getrieben werd' ich, nicht mehr weil' ich  
hier!

*Chor.*

Sey glücklich denn! Und gnädig walt ein  
Gott

In deinem schweren Unglück' über dir!

Finis

## Glor.

Schon das dritte Gestürm heftiger Winds-  
bräut

Ist's auf heitere Luft,  
So dem fürstlichen Hause getobt hat!

Denn von dem Sohnsraße plötzlich er-  
hob sich's,

Vom kläglichen Leid des Thyestes;

Wiederrum braust's auf in des Köni-  
ges Tod,

Badend erwürgt sank er, das Kriegs-  
haupt

Des achaischen Volks!

Nun kam noch der Dritt' — ist ein  
Heyland er,

Nenn' ich ihn Schicksaal?

Wo, ach! ist sein Ziel? wo mag es  
ansuhn

Das beschwichtigte Zürnen der Ate?

Klytaimnestra's Uathat ist so durch eine nicht minder gräßliche, Mannes-  
mord durch Muttermord gebüßt. Die  
rächenden Erinnyen bemächtigen sich  
des Mörders und treiben ihn verfolgend  
bis zu Apollon's heiligem Tempel, nach  
Delphi, zu welchem er, Erlösung su-  
chend, hinflieht.

Hier zeigen ihn zuerst die *Eumeni-  
den* mit blutigen Händen und bloßem  
Schwerdte, einen Ölweig tragend mit  
Wolle umwunden, das Zeichen der  
Hülfelehenden, und rund umlagert von  
den schlangengelockten Töchtern der  
Nacht. Während sie schlafen, sendet  
Apollon seinen Schützling zur Stadt der  
Pallas, wo er der Blutschuld solle er-  
ledigt und seiner Quaal erlöset werden.  
Er entkommt! Aber Klytaimnestra's  
Schatten ermuntert die Schlafenden zu  
neuer Verfolgung.



*Klytämnestra.*

Ja schläft! Denn was bedarfs der Schlafenden?

Ich aber, die ich so von euch verschmäht  
Im Volk der Todten — nimmer stirbt  
die Schmach

Mir des begangnen Mords im Schattenreich,  
Ich schweif umher unstätt, und sage euch,  
Dass schwere Strafe jener Schuld mich  
drückt.

Doch was von Freunden Schreckliches ich  
litt,

Auch keiner zürat der Götter drob für mich,  
Die Erschlag'ne von des Muttermörders  
Hand.

Schau hier die tiefen Wunden meiner  
Brust! —

Denn helles Auges ist im Schlaf der Sinn,  
Am Tag' ist Sterblicher Geschick unsicht-  
bar! —

Wie oft habt meine Gaben ihr geschlürft,  
 Weinlose Tränk' und nüchtern Honigmeth,  
 Und nächtlich - grausige Mahl' am Feuer-  
 heerd

Zur Stände, so der Götter Keiner theilt!  
 Das alles seh' ich tretet ihr mit Füßen.  
 Und jener flieht entronnen, gleich dem Reh,  
 Mit leichtem Sprung sogar aus engem Netz  
 Entkam er schnell, und euch verhöhnt er  
 sehr!

Hört wie ich euch geredet, und verschmäht,  
 Ihr Unterirrd'schen, meinen Schatten nicht!  
 Ich red' euch, Klytaimnestra, jetzt im  
 Traum.

*Chor.*

(schnaubt.)

*Klytaimnestra.*

Ja schnaubt, weil jener Mann stets weiter  
 flieht,  
 Denn mir ist er, Apollon's Schützling, feind!

*Chor.*

(schnaubt.)

*Klytaimnestra.*

Tief schläfest du, erbarmst dich meiner  
nicht,

Orest der Muttermörder flieht indess!

*Chor.*

(röchelt.)

*Klytaimnestra.*

Du röchelst, schläfst? erwachest du nicht  
schnell?

Was thatst du je, als das Unglück  
schufst?

*Chor.*

(röchelt.)

*Klytaimnestra.*

Der Schlaf, die Arbeit, fest verschworen, hat  
Der fürchterlichen Drachin Kraft gelähmt.

*Chor.*

(schnaubt heftig und schnell.)

Erfals, erfals, erfals, erfals ihn, spüre!

*Klytāimnestra.*

Im Traum verfolgst du ein Gewild und bellst,  
 Dem Hunde gleich, der stets der Jagd  
 gedenkt!

Was machst du? Auf! nicht unterlieg der  
 Müh'

Und sieh das Unglück, nicht von Schlaf  
 - besiegt.

Auf! stich das Herz dir mit gerechtem  
 Vorwurf,

Denn solcher ist dem Weisen scharfer Sporn,  
 Mit deinem blut'gen Hauche weh' ihn an,  
 Den Athem zehr' ihm aus mit Bauches Glut!  
 Auf treib' ihn, mergl' ihn ab in zweyter Jagd!

*Chor.*

Erweck' erwecke du dies' ich aber dich!  
 Schläfst du? — Steh auf und schüttle ab  
 den Schlaf!

Lass sehn, ob dieses Vorspiel uns nicht  
 täuscht.

Die erwachten treibet der Gott aus seinem Tempel, und sie erhaschen den Flüchtigen, wie er zu Athen der Pallas Bild umfaßt. Aber Athene kommt auf sein Flehn vom Skamandros her, wo die Achaierfürsten ihr ein auserlesenes Heiligthum vom troischen Lande geweiht; und nachdem sie vernommen, der Verfolgte sey Agamemnon's Sohn, des Zerstörers von Ilion, durch Apollon's Orakel zur Rache des Vaters getrieben, setzt sie ein ehrwürdiges Gericht nieder athenischer Männer, den unbestochnen Areopagos, als eine Satzung auf alle künftige Zeit. Der Herold ruft das Volk zusammen, Apollon selbst erscheint als Zeuge für Orestes, der sich gegen der Erinnyen Klage verantwortet, die Richter stimmen, gleich sind die Steine des Todes und der Befreyung, Athene giebt

ihren Stein gnädig dem Orestes und entsündigt geht er von dannen.

*Athene.*

Mein Werk ist des Gerichtes letzte Schlichtung;

Ich will Orestes geben diesen Stein.  
Denn keine Mutter ist's die mich gebahr,  
Den Mann lob' ich in Allem, bis zur Ehe  
Aus voller Seel' und bin des Vaters ganz.  
Drum acht' ich das Geschick des Weibes  
nicht,

Die ihren Mann erschlug, des Hauses Herrn.  
Es siegt Orestes, auch bey gleichen Steinen!  
Nun schüttet aus den Urnen schnell die  
Loose,

Ihr Richter, welchen dieses Amt ertheilt!

*Orestes.*

O Phoibos, wie wird dies Gericht sich  
enden!

*Chor.*

O schwarze Nyx, o Mutter, schaus't du dies?

*Orestes.*

Nun ist's der Tod mir, oder neues Leben!

*Chor.*

Uns ist's, verlohren, oder noch geehrt seyn!

*Apollon.*

Nun zählt die Stein', ihr Freunde, zählt

genau,

Und ehret in der Sonderung das Recht,

Denn Unverstand bringt hier ein großes

Unglück,

Ein einz'ger Stein vermag dies Haus zu

halten.

*Athene.*

Entrennen ist der Mann vom Blutgericht,

Denn gleich ist der Entscheidungslose

Zahl!

*Orestes.*

O Pallas, die du rettetest mein Geschlecht

Und mich den Flucht'gen, du führst mich

zurück!

Und Mancher wird in Hellas also reden;  
 „Argeier wieder ist der Mann und wohnt  
 Im väterlichen Gut, durch Pallas Huld  
 Und Lōxias, und des allregierenden  
 Eretters“ — der um des Vaters Mord  
 erzürnt

Mir hilft vor jenen Vertheid'gern meiner  
 Mutter!

Ich aber kehre jetzt in meine Heymath,  
 Nachdem ich diesem Land' und deinem  
 Volk

Geschworen auf die ganze Folgezeit,  
 Dafs nie ein Fürst von Argos wider euch  
 Sein wohlgewappnet Heer zum Streit  
 soll führen.

Wir selbst in unsern Gräbern wollen noch  
 Bereiten allen hülflos Mißgeschick,  
 So meinen Eydschwur frevelnd übertreten.  
 Die Wege traurig machend und umsonst  
 Die Züge, dafs die Arbeit sie gereue.



Die aber treu sind und der Pallas Stadt  
 Beständig ehren mit verbundner Macht,  
 Wir werden um so gnäd'ger ihnen seyn.  
 So freue du dich, und du Volk Athen's  
 Verderblich deinen Widersachern sey.  
 Dein Kampf und dir stets Heil und schön-  
 ner Sieg!

Aber den erhabnen Eumeniden wa-  
 ren so ihre Rechte geschmälert, ihre  
 Ehre unter den Sterblichen gekränkt,  
 und mit Lossprechung des Muttermör-  
 ders alle Scheu vor dem Unrechte ver-  
 tilgt. Darüber entrüstet, drohen sie ih-  
 ren Zorn dem Lande der Pallas, Seu-  
 chen und Krieg und Theurung. Endlich  
 besänftigt die Göttin ihren Uumuth, in-  
 dem sie ihnen ewige Verehrung in ihrer  
 Stadt verheißt und mit Glückwünschen  
 für das Land und die Bürger fahren sie  
 versöhnt unter die Erde zurück.

*Chor.*

Und was begehrt du, daß dem Land'  
ich wünsche?

*Athene.*

Was alles zu erwünschtem Seegen führt!  
Daß aus der Erde, von des Meeres Thau,  
Vom Himmel, und der Lüfte sanftem  
Wehn,

Und heiterm Sonnenschein es sich ergieße,  
Des Landes Frucht, der Heerden Fülle  
stets

In schönem Wohlstand blühe, nie er-  
krankt;

Gedeihen auch der Menschen Leibesfrucht.  
Die Bösen aber rotte gänzlich aus;

Denn nach des Gärtners Weise liebe ich  
Nur der Gerechten unversehrt Geschlecht.  
Dein Werk ist dieses! Ich dann in des  
Krieg's

Glorreichen Kämpfen werde stets die Stadt  
Mit Sieg vor allen Sterblichen bekrönen!

*Chor.**1. Strophe.*

Ja, ich will mit Pallas wohnen  
 Und will nicht die Stadt verschmähen,  
 Welche Zeus der Allgewalt'ge,  
 Die auch Ares liebt, die Schutzwehr  
 Der hellenischen Daimonen  
 Und ihr altarschirmend Kleinod.  
 Ihr in günst'ger Prophezeiung  
 Wünsch' ich, daß mit heitern Strahlen  
 Aller Lebensgüter Reichthum  
 Helios aus der Erde Schooße  
 Lock' und strömendes Gedeihen.

*Athene.*

Alles dieses gewinn' ich gnädig  
 Meinen Bürgern, wenn die großen  
 Ernsten Götinnen bey uns wohnen.  
 Denn alles Geschick der Sterblichen  
 Verwaltet ihre Hand.  
 Wer nimmer ihren Zorn erfuhr

Weiß nicht woher des Lebens Schläg'  
ihn treffen:

Denn der Väter Übertretung  
Treibt ihn zu neuer, und schweigendes  
Verderben

Auch den Großsprechenden  
Mit feindlichem Zorne stürzte es ihn nieder!

*Chor.*

*1. Gegenstrophe.*

Nimmer schade Sturm den Bäumen;  
Diese meine Huld verheiß' ich;  
Glut nicht, welche Knospen tödtet,  
Dringe über diese Gränzen,  
Auch der schwarze Rost verzehre  
Nie die Saaten eurer Felder,  
Und die fetten Heerden, trüchtig  
Mit zwo Jungen, nähre reichlich  
Zur gesetzten Zeit die Erde,  
Und die Frucht des Bodens, zolle  
Euch der Götter reichen Seegen!

*Athene.*

Höret ihr dies, Hüter der Stadt,  
 Was sie gewährt? Denn vieles vermag,  
 Die hehre Erinnys bey den Unsterblichen,  
 Bey den Schauern; unter den Menschen  
 Waltet sie sichtlich und strenge,  
 Jenen Gesang, jenen ein thränen-  
 Getrübtes Leben bereitend!

*Chor.**2. Strophe.*

Der Jünglinge frühem  
 Verhängnisse wehr' ich;  
 Und lieblichen Jungfrau'n,  
 Die Freuden der Ehe  
 Gebt allen, ihr Schicksaal —  
 Gebietende Moiren,  
 Ihr Schwestern, gerechte  
 Daimonen, die jedem  
 Geschlechte gemeinsam,  
 Und die nach Gebühr ihr

Die Sterblichen heimsucht,  
Ihr hehre der Götter!

*Athene.*

Mich erfreu't es,  
Dafs ihr solches gütig verheißet  
Meinem Land' und Peitho bin ich hold,  
Welche die Zunge, das Wort mir ge-  
lenkt,  
Gegen die trotzig unerbittlichen.  
Aber es siegte Zeus Agoraios  
Und überall gewinnt  
Unser Streit für gute Sache.

*Chor.*

*2. Gegenstrophe.*

Nie möge des Aufruhrs  
Unseeliges Stürmen,  
So wünsch' ich, hier brausen!  
Nie müsse der Staub auch  
Die Leichen empfangen  
Der Bürger, die trinken

Ihr Blut in den Kämpfen  
 Erbitterter Zwietracht!  
 Ihr Sinn sey nur einer  
 In wechselnder Liebe,  
 Im Haß gegen Feinde,  
 Viel Unheil verscheucht dies!

*Athene.*

Hast du jetzt besonnen  
 Freundliche Worte gefunden?  
 Sieh von diesen schrecklichen Gestalten  
 Herrlicher Gewinn erwächst den Bürgern!  
 Denn ehret ihr wohlwollend  
 Die euch wohlwollenden, so werdet  
 Blühend ihr alle  
 Wohnen im gerechten Land' und Stadt!

*Chor.*

3. *Strophe.*

Freu't euch in des Reichthums Fülle,  
 Freue dich, du Volk Athene's!  
 Neben Zeus dem Herrscher wohnend,

Und geliebt der hehren Jungfrau,  
Sitt' und Weisheit lange ühend.  
Welche unter Pallas Flügeln  
Sich geborgen, ehrt der Vater!

*Athene.*

Freuet auch ihr euch! Jetzt zu euren  
Sitzen will ich euch geleiten.  
Bey dieser Führer heiligem Lichte  
Geht, und unter diesen feyerlichen Opfern  
Fahrt in der Erde Schooß! Die Plagen  
Des Landes fesselt da, und allen Seegen  
Sendet hervor zum Gedeihn der Stadt!  
Auf nun, führet ihr Bürger,  
Kranaos Söhne, eurer Stadt Genossen;  
Und des Guten  
Gute Erinn'ung bleibe den Bürgern!

*Chor.*

3. *Gegenstrophe.*

Freu't euch, freu't euch, doppelt ruft  
ich's!

Alle so die Stadt bewohnen,



Ihr Daimōnen und ihr Menschen,

Welche Pallas Mauern schirmen!

So ihr fromm die Stadtgenossen

Ehret, soll auch eure Freude

Nie des Lebens Unfall trüben!

Von allem Volk Athen's zu ihrem

Heiligthum geleitet, ruhn sie jetzt. Aga-

memnon's Geschlecht ist ledig ihres

Zorns, herrscht in Frieden über Argos,

und ihre Gnade seegnet das Land, das

sie zum Wohnplatz erhielten. Nicht

mehr rächen sie strenge mit unendlichen

Plagen der schwachen Menschen Gebre-

chen. Menschliche Gerichte sind ge-

stiftet, um menschlich Vergehen zu rich-

ten, und sie die Hochheiligen werden

in stiller Anbetung verehrt.

Damit man nun Aischylos nicht

mißverstehe, indem man ihn nach den

herrschenden Vorstellungen beurtheilt,

und um den Gesichtspunct, so viel hier erfordert wird, anzudeuten, von welchem man ihn betrachten muß, ist es nöthig Folgendes zu bemerken. *Aristoteles* spricht ein sehr wahres Wort, daß die Handlung das Hauptsächlichste der Tragödie sey, der Character aber dieser untergeordnet. „In Ansehung des Characters sind die Menschen so oder so beschaffen; in Ansehung der Handlungen sind sie glücklich oder unglücklich. Nun handeln sie aber nicht, um den Charakter auszudrücken, sondern sie stellen den Charakter in den Handlungen zugleich mit dar. Darum sind die Handlungen und der Mythos Hauptzweck der Tragödie. Dieser Hauptzweck aber ist das Wichtigste. Denn ohne Handlung mögte wohl eine Tragödie nicht Statt finden, ob-

gleich ohne Charactere.“ Und in so fern hat das aischyläische Drama die Natur der *reinen* Tragödie, sie stellt die bloße Handlung dar, ohne sie aus den Characteren zu erklären, und ihre eigenthümliche Wirkung durch irgend etwas verstärken zu wollen. Bey *Sophokles* hebt oder mildert schon mehr der Character die Handlung, und des modernisirenden *Euripides* Hauptaugenmerk ist fast allein seine Entwicklung, bey ihm ist die Handlung dem Character untergeordnet.

Eine *sophokleische* Trilogie haben wir zwar nicht. Aber doch ziemt es vor allen des heiligen Dulders *Oidipus* zu gedenken, der als Zeichen des tiefsten Unglücks, wie der größten Verherrlichung gesetzt ist. (Bey'm *Oidipus auf dem Kolonus* mag sich unser Ge-

müth um so freudiger erheben, je mehr es im *König Oidipus* blutet über das Loos der Menschheit.

Unwissend hat der Sohn des Laïos einen Mann erschlagen, der sein Vater war, die Königin Jokasta und den Thron als Preis erhalten für die getödtete Sphinx, und unbesorgt, daß er in ihren Armen der Mutter Bett entweiche, wie ihm Apollon prophezeit, hat er Kinder gezeugt, seine Brüder und Schwestern.

Seht ihn in seines Ruhmes Glanze, Thebe's Retter und verehrten König. Rund um ihn sein Volk, das Hülf von ihm feht, denn Verderben suchte das Land heim, weil es Laïos Mörder verbarg, und Apollon's Spruch hätte befohlen, ihn zu verbannen und der Götter Zorn zu sühnen. Er steht, ihr Horen,

wird flucht dem Mörder, und schwört  
 selbst ihn zu erspähen. Kein Bürger  
 des Landes soll ihn unter sein Dach  
 nehmen, nicht der Rede, der Gebete  
 und Opfer nicht, noch des heiligen  
 Wassers theilhaftig, soll er umherirren  
 — und sey er ein Genosse seines eig-  
 nen Heerd's, doch solle er büßen, wie  
 er gelobt. Und wer ihn verbirgt, dem  
 flucht er, daß:

Nicht Saat die Erd' ihm bringe, nicht  
 das Weib

Ihm Kinder! Ihn vertilge diese Pest  
 Und noch viel schmähhcher Geschick! . .

Tetiressias schmähet er; den weisen  
 Seher, verblendet erkennt er nicht mehr  
 die alten Orakel, achtet nicht der fürch-  
 terlichen Prophezeihung; ja auf ihn  
 selbst, den blinden Greis, und auf Kreon  
 wirft er die Schuld der Mordthat. Thē

nicht ist, so redet Jokasta ihm zu, der Glaube, daß Weissagung eines Menschen Theil sey, auch der Spruch der Priester Apollon's, Laios werde sterben von seinem Sohne, sey zu Schanden worden. Böse Furcht erwacht da in ihm, dem Mord des Vaters prophezeit war, und sie steigt, je genauer die Umstände der Ermordung zu treffen. Ein Slave noch ist übrig, der Zeuge war der That und jetzt auf dem Lande bey des Königs Heerden lebt. Zu ihm wird gesandt und es dämmert schon im schrecklichen Dunkel. Jokasta achtet dennoch der Göttersprüche nicht, und der Chor fleht, Zeus solle sie retten die geschmählte Ehre Apollon's und die Religion, die im Staube liegt!

Aber stärkere Verblendung senden die Götter, ein Bote aus Korinthus

langt an, meldend, daß nach Polybos,  
seines vermeinten Vaters, Tode die  
Bürger ihn zum Könige erwählt. Sicher  
trotzt er nun:

Wer mag, o Weib, des pythischen  
Altars

Noch fürder achten, oder des Geschrey's  
Der Vögel, die verkündet ich soll' einst,  
Den eignen Vater morden. Aber todt  
Liegt er im Erdenschooß' und ich bin  
hier

Kein Schwerdt berührend, . . . .

Und Jokasta spricht vermessen:

Was hat der Mensch zu fürchten, den  
das Glück

Beherrscht, und nichts vermag er vor-  
zusehn?

So blind du kannst zu leben, ist das  
Beste!

Bald steigt wieder Ahnung auf, weil ihm auch die Ehe mit der Mutter vorhergesagt war, und Merope, Polybos Frau, noch lebte. Es denkt der Bote seine Furcht zu lösen, wenn er ihm entdecke, Polybos sey nur sein Pfleger-vater gewesen, er selbst habe ihn als Kind, mit durchstochnen Füßen auf dem Kithairon von einem der Hirten des Laios erhalten — dieser lebt noch, er ist der nemliche, zu welchem schon geschickt war. Jokasta erkennt nun den schrecklichen Zusammenhang, sie die Vermefsne zuerst, an dem Zeichen des durchstochnen Fußes, mahnt ihn ab, nicht weiter zu forschen, und entfernt sich schnell in tiefer Böses bedeutender Trauer; weil er selbst, der Unglückliche, zum Gipfel der Verblendung steigt und glaubt, sie verschmähe ihn nur wegen seiner niedrigen Geburt:



Ich nenne mich der Glückesgöttin Sohn,  
Die Gutes spendet! Wer noch kann mich  
schmäh'n?

Denn sie ist meine Mutter, und mich schu-  
fen

Die brüderlichen Monde klein und groß!  
und der Chor stimmt begeistert in  
den schönen Wahn:

Wer, o Kind, wer erzeugte  
Dich der seeligen Götter?

War's eine Nymphe der Berge,

Die sich mit Pan in Liebe vermählt?

War es ein Mädchen mit Loxias?

Denn er erfreu't sich der ländlichen Flur!

Oder Kyllene's Beherrscher,

Oder, der waldige Höhen bewohnt,

Bakchos erzeugte den Fündling

Dich mit der helikonidischen

Nymphen einer, in deren

Spiele der Gott sich zu mischen liebt!

Aber der alte Diener erscheint, in  
 grausiger Entdeckung wird es klar, daß  
 er selbst es ist, der den Vater, The-  
 be's König, erschlug und schrecklich  
 enthüllt sich ihm Apollon's Orakelspruch.  
 Der Glanz seiner Thaten ist erstorben,  
 sein glorreiches Haus jähling und tief  
 gestürzt, er, vordem Thebe's Schutz  
 und Rettung, muß der Menschen An-  
 blick scheu'n und will der Stadt ent-  
 fliehn, um sie zu lösen von den Straf-  
 gerichten der Götter. Da bejammert  
 ihn der eben frohlockende Chor:

Weh, ihr Menschengeschlechter,

Wie acht' ich euer Leben

So gar nichts!

Denn, welches, welches Mannes Glück

Ist mehr als wännen,

Und stürzen nach dem Wahn'!

Auf dein Beyspiel schauend,

Auf dein Geschick, o armer Oidipus,  
Preis' ich keinen der Sterblichen seelig.

Deß Pfeil weit über das Ziel hinaus-

flog,

Der dem reichsten Seegen gebot,

O Zeus, die prophetische Jungfrau,

Mit Löwenklau'n gewaffnet, tödtete,

Und dem Todesgeschick wehrte, des

Landes Burg!

Darum auch heißest mein König du,

Ward'st hoch geehrt,

Herrschend über die große Thebe!

Und nun! — ist einer unglückseel'ger,

Einer in Noth, in schrecklichen Jammer

Versunken gleich dir in des Lebens Wech-

sel?

Wöh, Oidipus, glorreiches Haupt!

Welchen dieselbe große Meersbucht

falste,

Dich den Sohn, den Vater und Bett-

genossen,

Wie, o wie konnte des Vaters Sant-  
flur,

Armer, so lange,

Still dich ertragen?

Doch es erspät unverhofft dich

Die alles schauende Zeit!

Sie richtet die heillose Vermählung

Der Erzeugerin und des Erzeugten.

Weh! Laios Sohn,

Dass ich nimmer nimmer dich gesehn!

Denn wie um keinen

Wein' ich laut klagend um dich!

Doch wieder bringst du auch neues Le-  
ben' mir,

Wiegst in Schlummer mein weinendes  
Auge!

Alles Unglück schlägt über ihm zu-  
sammen. Jokasta erhängt sich, er selbst  
mit ausgerissnen Augen, ein armer Blind-  
er, vor wenig Augenblicken ein ruhm-

gekrönter Fürst, berufen noth zu Ko-  
 rinthos Herrschaft, steht ein schrecklich  
 Beyspiel allen Sterblichen, und, wie  
 dort im *Wallenstein*, ruft es uns zu:  
 Seht, der väterlichen Thebe Bürger, die-  
 sen Oidipus,

Der erforscht das große Räthsel, und  
 vor allen edel war,

Nicht um Gunst des Volkes buhlend,  
 noch um Güter blinden Glücks,

Seht in welches großen Elends Strudel  
 er versunken ist!

Drum wer sterblich schaue immer nur  
 auf jenen letzten Tag,

Und in ernster Überlegung preis' er kei-  
 nen seelig, eh'

Er des Lebens Ziel erreicht hat, ohne  
 Trübsaal ohne Leid!

Und nun begleitet auf seinem blinden  
 Pfad den Greis, welchen er im

*Oidipus auf dem Kolonos* an der Hand  
 seiner edlen Tochter Antigone zum En-  
 de seiner Leiden wandelt. Aus der Va-  
 terstadt verbannt, kommt er nach Athen.

*Oidipus.*

Antigone, des blinden Greises Kind,  
 In welches Land, zu welcher Männer  
 Stadt —

Sind wir gekommen? Wer wird Oidipus  
 Den Flücht'gen, heute mit geringer Gabe  
 Erquickten? der nur Weniges begehrt,  
 Und minder noch, als Weniges erhält,  
 Das auch mir gnügt; denn mich beschei-  
 den lehrt

Mein Leiden mich, das Alter, edler  
 Sinn!

Doch, Kind, wenn wo auf ungeweihtem Sitz,  
 Im Hayn der Götter auch, du Men-  
 schen siehst,

So laß mich rahn, daß wir erfragen,

wo

Wir sind. Denn zu vernehmen kom-

men wir,

Von Bürgern Fremd', und was sich

ziemt zu thun!

*Antigone.*

O armer Vater Oidipus, die Mauern,

Der Stadt Umgebung, seh' ich noch

sehr fern.

Doch, wie mir scheint, ist dies ein

heil'ger Ort,

Voll Reben, Lorbeer, Öl, und lieblich

schlägt

Im Hayn der Nachtigallen voller Chor.

Hier setze dich, auf diesen rohen Stein,

Denn matt bist du, o Greis, vom lan-

gen Wege.

Dies ist die Ruhe von allen Drang-

saalen und es beginnt die Zeit seiner

Erlösung. Unwissend hatte er sich in  
den Schutz der erhabnen Eumeniden  
begeben. Ihr Hayn war es auf dem  
Kolonos vor Athen, wo ihm Phoibos er-  
ster Unglückspruch auch das Ende sei-  
ner Leiden verheissen, und so fleht er:  
Erhabne, schrecklichen Anblicks, da  
zuerst

In diesem Land' ich ruht' auf eurem Sitz,  
O seyd nicht abhold Phoibos und nicht  
mir.

Denn jener, als das große Leid er sang,  
Verhiels mir diese Rast nach langer Zeit:  
Wenn ich in's Gränzland käme, wo der  
behren

Göttinnen Sitz ich fand' und Ruhestatt,  
Da werd' ich ruhn von dieses Lebens  
Quaal,

Gewinn dem Volk bereitend, so mich  
aufnahm,



Und Fluch den Menschen, welche mich  
verbannt.

Deß werde mir ein sichres Zeichen  
kommen,

Erdbeben, Donner oder Blitz des Zeus!

Und schon eilen sie herbey, ihn ehrend,  
die ihn verbanneten. Seine Söhne,  
die herrschsüchtig ihn in's Elend  
stießen, Kreon, dieses Orakels gedenkend,  
jeder will ihn sich gewinnen.  
Aber des Vaters Fluch treibt jene fort,  
und des athenischen Königs Theseus  
Muth schützt ihn vor Kreon's Gewalt,  
welcher des Greises einzige Stütze,  
seine Töchter, ihm entführte, und des  
hüllosesten Elends Bild ihm zeigte.  
Doch kehren Antigone und Ismene befreyt  
zurück, noch einmal wärmt vor  
seinem Scheiden. zarte Frende des Dulders  
Herz.

Bald aber erschallet das Gottes Zeichen, der ihn abrufte im Wetter, mit Donner und Blitz. Gleich einem Heiligen hebt er sich über die Erde und läßt sein Leiden weit hinter sich. Neue Begeisterung fällt ihn, \*) ein helleres Licht geht dem Blinden in der Seele auf, und ohne Leiter, ohne Stab, führt er den König mit den Töchtern in den Hain, wo die hohe Verklärung seiner wartet.

---

\*) Das war überhaupt heiliger Glaube, daß die Sterbenden mit höherm wahrsehbenden Geiste erfüllt würden. Eustathios (Com. ad Homer. Il. p. 1089. ed. Rom.) sagt: „Es ist alte Meynung, daß die Seele, wenn sie aus dem Körper scheidet und der göttlichen Natur sich nähert, der Weissagung theilhaftig werde.“ Vergl. Plato Apolog. Socr. T. I. p. 91. ed. Bip.

O Kinder folgt! Denn ich erschein' euch

jetzt

Ein neuer Führer, wie ihr mir es wart.

Geht! nicht berührt mich, sondern

laßt mich selbst

Den heil'gen Grabeshügel finden, wo

Die Erde mein Gebein verbergen soll.

Geht dorthin, dorthin! denn so leitet

mich

Hermes der Führer und Persephone.

O Licht, nicht leuchtend mir, einst

warst du mein!

Nun rühret mich dein letzter Strahl.

Denn jetzt

Geh' ich, dem Hades meines Lebens

Ziel

Zu weihen. Aber du, geliebter Freund,

Du selbst, dein Land, dein Volk — ihr

alle seyd

Gesegnet und im Glück gedenket mein!

Mit dem seegenvollen Abschiede  
 geht er jetzt in des Haynes Dunkel, wo  
 der alte Eingang in den Erebos war, dem  
 einst Theseus und Peirithoos wandelten,  
 während der Chor attischer Männer  
 fleht, daß ihn gnädig die stygischen  
 Mächte empfangen, und nach vielen  
 unverschuldeten Leiden die gerechten  
 Götter erheben mögen. Nicht wie and-  
 re Menschen ging er hinweg, ein Bote  
 Gottes nahm ihn auf zum Olympos, oder  
 der Erde Schoofs öffnete sich ihm, oh-  
 ne Krankheit schied er, ohne Schmerz.  
 . . Er löste sein beschmutzt Gewand,  
 Rief seine Töchter und hieß sie frischen

Quells

Weihtrank und Bad ihm holen. Beyde

nun

Enteilten zu Demeter's freyem Hügel,  
 Der Blüh'nden, und vollbrachten dies Ge-

bot

Des Vaters schnell; ... Dann schmückten  
sie ihn aus

Mit Bad und Kleidern also wie es Brauch  
ist.

Wie alles ihm nach Wunsche so ge-  
schehn,

Und nichts versäumt war, dessen er be-  
gehrt,

Da donnerte der unterirrd'sche Zeus; ...

Die Mädchen bebten als sie's hörten,  
schluchzend

Umfalsten sie des Vaters Knie, die Brust

Sich schlagend, weinend ohne Unterlaß.

Er aber, hörend ihren Klage-ton,

Umarmte sie und sprach: „O meine  
Kinder,

Nicht mehr wird heute euer Vater seyn!

Geendet ist nun alles; und nicht mehr

Tragt ihr hinfort um mich der Pflege

Müh.

Was niemand schau'n, zu hören, was eur

Ohr

Nicht hören darf. Drum eilet! Nur der

Fürst

Theseus mag Zeuge bleiben dieser That!“

Wir alle hörten's als er dieses sprach,

Und seufzend unter reichem Thränenguß

Entfernten wir uns alle mit den Jung-

frau'n.

Als wir in kurzer Frist uns wandten —

siehe,

Verschwunden war der Greis, war nir-

gends mehr!

Der König selbst bedeckte mit der Hand

Das Gesicht, wie wenn ein fürchterliches

Schreckbild

Erschienen, unerträglich ihm zu schau'n,

Nach kurzer Weile sahn wir ihn darauf

Im Staub verehrend Gaia und zugleich

Der Götter Sitz den Olympos mit Gebet.

Wißs Todes jener starb, nicht einer mag  
 Der Sterblichen es reden — Theseus  
 nur!

Denn nicht erschlug ihn Gottes Flam-  
 menblitz,  
 Noch rifs des Seesturm's Toben ihn hin-  
 weg —

Ein Bote Gottes holt' ihn, oder es schloß  
 Der Erde dunkler Schoofs sich freund-  
 lich auf.

Denn nicht mit Seufzen, nicht in Krank-  
 heitsschmerz  
 Schied er von hinnen: Nein, höchst  
 wunderbar,

Wie keiner noch der Sterblichen! — Und  
 dies

Erzähl' ich euch mit wohlbewußtem Sinn.

So erzählet der Bote, dessen Be-  
 richt der zurückkommende Theseus be-

stätigt. Auch der Töchter Klaglied um  
ihren geliebten Vater schweigt, ihnen  
kehrt Ruhe wieder, und noch des Cho-  
res letzter Zuruf stillt die Trauer:

Lasset von Klagen denn ab, und nicht  
länger

Fließen die Thränen mehr!

Denn wie es bestimmt, so geschah dies!

Kein vortrefflicheres Muster so wohl  
gehaltner Mäßigung und Milderung im  
Leiden, als hoher Vollendung, kann  
aber aufgestellt werden, als der sopho-  
kläische Herakles, welcher zugleich Bey-  
spiel des Zusammengreifens mehrerer  
Pragmatieen und einzelner Stücke seyn  
wird.

Ich nehme den Faden der *Trachi-*  
*nierinnen* da wieder auf, wo ich ihn  
oben fallen ließ!



Der Heros nahet jetzt selbst, nicht in triumphirendem Einzuge, sondern er, der Erste in Hellas, zernagt von tückischem Gifte, der Bändiger der Ungeheuer und Frevler, schwach und gelähmt, getragen auf einer Bahre von fremden Männern. Er schläft einen lindernden Schlaf, und des wilden Schmerzes erste Gewalt ist vorüber. Völlig neu wird er so, da man ihn vielleicht in der erzählten Raserey zu sehn erwartete, aber nicht sehn durfte. \*)

---

\*) Nicht bloß der Verletzung des *Anstands*, sondern des innersten Wesens der Tragödie wegen, die keineswegs Darstellung einer solchen Gewalt der Natur verträgt. *Lesing* fand in Philoktetes wie in Herakles Gebrüll und Wüthen (wie er sich ausdrückt) ein Beyspiel des unerhaltenen Ausdrucks der Empfindungen bey den Griechen. *Dals* der erste

Hier weilt die Handlung ein wenig,  
als sein Sohn ihn durch seine Klagen

---

nicht in der Tragödie seinem Schmerze nachhänge, ist von Herder schon gezeigt. Auch Herakles thut dies eben so wenig; was ihn vordem empörte bey dem ersten Angriff des Schmerzes, ruft in der Darstellung aus der Brust des Göttersohns nur leise Accente der Menschlichkeit hervor, und tiefer als bis zur Menschlichkeit konnte und durfte es ihn nicht herunterstimmen. Aber zeigen mußte er diese, wenn seine nachherige Größe und Stärke wirklich erhaben seyn sollte. Der Mensch muß seine Rechte behaupten wollen, aber daß der Gott in ihm sie ihm nur zugesteht und nachläßt, declarirt sich eben durch Activität von beyden Seiten. Der Natur des Epos mag Beschreibung des körperlichen Schmerzes in seiner Kraft nicht widersprechen, die Tragödie ist seiner Darstellung nicht fähig, und der leidende

vom Schlafe erweckt hat, und von allen Seiten entfaltet sich des Jammers Stärke und des Leidenden große Seele.

---

Herakles des unbekannten Meisters, den Plinius erwähnt, der Philoktetes des Pythagoras Leontinus, so wie der rasende Aias des Timomachos waren gewiß nicht verschieden von den Helden, wie wir sie im Sophokles sehen. Was von ihnen erzählt wird, liegt außer der Tragödie, und gerade dies hebt noch mehr die Kraft des Geistes, die wirklich dargestellt ist. Diese drey muß man zusammenstellen, um den göttlichen Dichter zu bewundern, der so viel Linderung und Anmuth über das Leiden giebt. Aber Herakles ist der Höchste. Solche Thaten hatte keiner verrichtet, als Zeus Sohn, so leiden konnte keiner, als der Halbgott, welche Festigkeit und Haltung konnte nur aus einer Fülle der Götterkraft hervorgehn. Herakles hebt sich, wie sich zeigen

O Sohn, Sohn! wo bist du!  
 Dorthin, o dorthin  
 Fasse mich lüftend!  
 Weh weh! io io! ihr Götter!  
 Sie wüthet, sie wüthet  
 Wieder die schreckliche  
 Unbezwingliche wilde Pest,  
 Die mich verzehrt, io Pallas!  
 Sie ergreift mich wieder, o Sohn!  
 Erbarmst du dich des Vaters,  
 O so ziehe jetzt fromm dein Schwerdt,  
 Und stoß' es in meine Brust!  
 Heile den Jammer, worin mich verstrickt  
 Deine verruchte Mutter.  
 O sah' ich sie liegen, gemartert  
 Also, also, wie mich sie verderbt hat!  
 Bruder des Zeus

---

wird. gewiß höher, als das erwähnte Ge-  
 mähde reichen konnte.

Freundlicher Hades,  
 Schläfre, schläfre mich ein,  
 Schnellfliegenden Todes  
 Wegnehmend den Armen!

*Chor.*

Freundinnen, schandernd hör' ich dieses  
 Leid

Des Herrschers, welchen Mann wie  
 schwer es drückt!

*Herakles.*

O der viel heiße Kampf und schreckliche  
 Mit Nacken, ich und Händen schon be-  
 stand!

Und nie hat solchen mir die Frau des  
 Zeus

Eurystheus nie, der Verhafste, auferlegt,  
 Als jetzt des Oineus tück'sche Tochter  
 mir

Um meine Schultern dies gewebte Netz

Der Erinnyen gestrickt, das mich ver-  
nichtet!

Geklebt an meine Seiten hat es schon  
Zernagt das Fleisch umher, und hauset  
nun

Im Marke, schlürft der Lungen Adern  
aus;

Schon sog es auf das heiße Blut, mein  
Leib

Ist ganz verzehrt in dieser scheußlichen  
Umfesselung. Nie hat das Speer im Feld,  
Nicht der Giganten erdgebohrnes Heer,  
Der Ungeheuer Wuth, nicht Hellas, nicht  
Barbarenland, so weit ich säubernd zog,  
Mich je besiegt. Ein einzig schwaches  
Weib,

Ohn Männerkraft, erwürgt mich sonder  
Schwerdt!

O Sohn, o sey mir jetzt ein wahrer Sohn  
Und ehre nicht der Mutter Namen mehr!

Mit eignen Händen führe sie herbey,  
 Gib sie in meine Hand, auf daß ich  
 wisse,

Ob mehr dich schmerzt der Anblick  
 meiner Quaal,

Als ihre, der mit Recht Gestraften,  
 Schmach.

Geh taüdtig, Kind, erbarme meiner dich  
 Des sehr Erbarmungswerthen, der ich  
 knirschend

Gleich einem Mädchen wein', und Nie-  
 mand hat

Von diesem Manne jemals das gesehn.

Denn ohne Seufzen trug ich alle Noth!

Doch nun 'erschein' ihr ein Weib aus  
 solchem Mann!

Tritt nahe jetzt zu deinem Vater her

Und sieh, von welcher Flag' ich dieses  
 leide,

Denn zeigen will ich Alles unverhüllt!

Hier schauet alle meinen kranken Leib;  
 Mich Unglücksseeligen, wie bejammerns-  
 werth!

Ah, ah! Ich Armer! Weh, weh!  
 Es glühet auf des Giftes Krampf und  
 zuckt  
 Durch meine Eingeweyd' und ungeplagt  
 Läßt nimmer mich die schrecklich na-  
 gende Pest.

O nimm mich weg, Herrscher Ais,  
 Triff mich o Strahl des Zorns!  
 O schleudre, Herrscher, schmettre dein  
 Geschoss  
 Herab, o Vater, denn es nagt, es glüht  
 Es ras't von neuem auf! O Hände, Händ'  
 O Nacken, Brust, und ihr o meine  
 Schultern!

Wart' ihr es? ihr dieselben, welche  
 einst

Nemea's Raubthier, ihn der Hirten Plage,



Dem Löwen, jense wilde Ungeheuer,  
 Mit Macht bezwungen; Lerna's Hyder,  
 und  
 Der Thiere zweygestaltet wildes Heer  
 Mit Bissetritt, unbänd'gen Freyelmanthos  
 Frymanthos Wild; den unterird'schern  
 Hund,  
 Dreyköpfig, Hades ungezähmtes Wunder,  
 Echidna's Brut; und den Hüter goldner  
 Frucht,  
 Den Drachen an der Erde fernster  
 Gränze?  
 Unzähl'ge Drangsaal überstand ich noch,  
 Doch keiner stellt' um mich ein Siegs-  
 maal auf!  
 Und nun, gelähmt, zerfleischt von schlei-  
 chender Pest,  
 Bin elend ich verwüstet, ich genährt  
 Ein Sohn von edler Mutter, ich gerühmt  
 Erzeugter Zeus, der unter Sternenthron!

Dies aber wist, auch wenn ich nichts  
 mehr bin,  
 Und nicht mehr gehn kann, welche die-  
 ses that,  
 Sie will ich dennoch strafen. Nahe sie,  
 Damit sie lern und jedermann verkünde,  
 Dafs lebend ich und sterbend Böse  
 zücht'ge!\*)

---

\*) Camerarius macht *Sophokles* über diese Darstellung des *Herakles* ein Compliment, das er eben so wenig verdient, als *Lessing's* Anschuldigung. Er meint, die wunderliche Laune, die Kranke gewöhnlich zu haben, pflegen, sey hier sehr gut getroffen (*morisatis totum hoc igitur, quae est maxime agrotantium*). Das heisset nun eben nicht dem griechischen *Heros* große Ehre angethan! Und doch, da man auch in unsern Zeiten mehr die Alten zu modernisiren, als sich, wäre es auch nur auf einen Augen-

## Chor.

O arme Hellas, welche Trauer wird  
 Dich füllen, bist du dieses Mann's be-  
 raubt!

blick, zu hellenisiren versteht, — vielleicht  
 deutet man den Halbgott noch ärger! —  
 Herakles beherrscht hier nicht sowohl der  
 Schmers, als das vermischte peinigende Ge-  
 fühl seiner vorigen Größe und Stärke, sei-  
 ner gelähmten Kraft, und der nichtswürdi-  
 gen Plage, die ihn niedervirft, gegen die  
 aller Muth und Stärke nichts hilft. Darob  
 ergrimmt er; und was gerade beym Mäch-  
 tigsten Zeichen des empörten Muths ist,  
 wenn der Körper gebunden, er knirscht  
 und weint, jedoch ohne ungebärdig zu  
 seyn, denn das wäre todte Wuth. Eben  
 so weint Aias im tiefen Gefühle seiner  
 Schmach. (Aiac. Flagellif. 317.) und Patro-  
 klos in der Ilias aus Grimm über die Noth  
 der Achäer. — Eben darum ist es auch

Doch währt auch diese Stimmung nur so lange, als sein Leiden dem Schick-

---

nicht feige, daß er sich den Tod wünscht. Der griechische Heros, so lange er thätig widerstehn kann, kämpft ohne zu seufzen, wie Herakles sonst selbst that. Aber unthätig zu leiden für nichts und wider nichts, zudem auf eine so unwürdige Art (so denkt selbst Dämones) sich in christliche Geduld zu fassen, so erbaulich es für andächtige Seelen seyn mag, war für den kräftigen griechischen Heros, der nie passiv zu seyn gewohnt war, höchst langweilig. Deswegen denken die Helden in der Tragödie, sobald sie bey gehemmter Kraft unnütz und unwürdig gequält werden, gleich an den Tod, oft so menschlich und tief ergreifend. Auch daß er seinem Weibe flucht, wie Hyllos seiner Mutter, daß er ihr ihre vermeinte Tücke lobnen will, wie sie's verdient, ist ganz natürlich. Man danke

seale angehört. Als Hyllus die Sache erzählt vom Tode der Mutter bis zu ihrem Ursprunge, Nessos, Arglist, da kehrt nach der ersten Aufwallung wunderbare Ruhe in seine Brust: Er wird sich jetzt

---

sich nur den Gewaltigen, der sonst die Erde von Frevlern säuberte, am Ende durch die tücksache *List seines Weibes*, wie er glaubt, selbst bezwungen. Das peinigt seine Seele am meisten. Und sein Schmerz bleibt nicht innerer Grimm und verhaltener Groll, er äußert sich als der offene Zorn des am tiefsten geschmähten Mannes. Cicero hat aus unseitiger Schonung in seiner Uebersetzung im zweyten Buche der *Tusculanen* den v. 1069. ausgelassen; *Brutus* Ausdruck aber, *male mulcato corpore poenas luentem*, ist nicht sehr edel, und *quälte* wollte sie Herakles man auch eben nicht, wie *Stollberg* meint.

seines unvermeidlichen Schicksaals bewußt, und damit fest und bestimmt; denn nur die Ungewißheit machte ihn vorhin selbst ungewiß und schwankend, und der Glaube, daß er, der Mächtige nur von Weiberhand daniederliege. Jetzt aber klärt sich auf einmal alles auf. Er erinnert sich der alten Prophezeiung seines Vaters Zeus, daß er von keinem der Lebenden, sondern von einem Bewohner des Hades sterben, die Bedeutung des dodonäischen Götterspruches wird ihm hell, daß er nach diesem überstandnen Kampfe Ruhe finden werde — diese Ruhe war der Tod! Jetzt hört die Macht des Schicksaals auf, und des Geistes Freyheit triumphirt.

Nun, da er weiß, daß er das Wesen selbst gegen sich habe, dessen Verwalter auch nur sein Vater ist, nun bricht

er dessen Gewalt durch eigene Kraft, er-  
 hebt sich über dasselbe, entreißt ihm  
 die Begebenheit und macht sie zur  
 Handlung. Aus leichter Brust gehn ihm  
 jetzt große Entschlüsse hervor, keine  
 Klage tönt mehr, und der Göttersohn,  
 den wir um so mehr bewundern, da  
 wir ihn so menschlich leiden sahn, tritt  
 vor uns mit all seiner Stärke. Hoch auf  
 des Oita Gipfel, dem heiligen Berge  
 seines Vaters Zeus, den Wolken nahe,  
 soll ihm sein Sohn einen Scheiterhaufen  
 bauen, daß sein Geist frey zum Olym-  
 pos emporwalle. Fern, noch über das  
 Leben, oder seinen Vater zu murren,  
 vereinigt er die getrennten Elemente  
 noch im Leben, durch Verbindung sei-  
 nes Sohnes mit der Jole. Seiner wür-  
 dig und besonnen will er sterben, ehe

die Wuth ihn wieder ergreift und in fester Haltung wird er fortgetragen.

Nun wohl! eh wieder dich aufreizt  
Diese Krankheit, o feste Seele,  
Ein Geßiß leg' an gehärtet wie Stein,  
Und bezwing das Geschrey! denn er  
wünscht auch

Ist am End' ein unwilliges Werk!

Schon dies ist genug um den Anblick des Leidens weit aus den Augen zu rücken und die höhere Kraft des Geistes zu wecken, und so weit reicht vielleicht der *Herkules*, dessen *Phönix* gedenkt. Aber selbst von hier kann sich das Gemüth noch höher heben, es kann die noch erhöhte Stimmung sich auflösen, welche Hyllos der Jüngling, eines solchen Vaters, solcher Mutter zugleich beraubt, äußert, wenn man nur den Dichter dahin verfolgt, wo auch



erst der vollständige Eindruck der Thes-  
chinierinnen vollendet wird.

Denn den Scheiterhaufen des Hera-  
kles zündete an Philoktetes, des Poias  
Sohn, welchem der Heros seine Pfeile  
und Bogen dafür zum Lohne gab. Durch  
diese aber sollte, nach der Götter Ra-  
the, die hohe Ilion fallen, und schon  
hatte zehn Jahre lang der Griechen Heer  
sie belagert, als der gefangne Scher-  
Heleos ihnen dies verkündigte. Jetzt  
sandten sie Odysseus und Neoptolemos,  
den verschmähten Philoktetes von der  
Insel Lemnos zu holen, wo er auf dem  
Zuge nach Ilion von Odysseus war aus-  
gesetzt worden, weil ein häßliches Ge-  
schwür vom Schlangenbisse ihn plagte,  
und das ganze Heer sein Geschrey be-  
unruhigte. Alle diese zehn Jahre hin-

durch hatte er ein klägliches, einsames und schmerzhaftes Leben geführt.

Der *Philoktetes auf Lemnos* stellt diese Sendung dar. Schon hat in ihm Philoktetes, erbittert gegen die Griechen, den unbefangnen jungen Neoptolemos beredet, ihn nicht nach Troas, sondern nach seinem Vaterlande Melibhoia zu bringen; schon sind sie bereit, zu gehen, und Philoktetes will mit einem Kusse des Abschieds die Insel seines einsamen Aufenthalts begrüßen, nach griechischer Weise — siehe da erscheint aus den Wolken der Herr des Bogens, dessen Geist noch auf ihm ruht, und jetzt aufs Neue Troia zerstören soll, welches schon einmal ihm gefallen war, und dessen Bente noch glorreich seinen Scheiterhaufen schmücken wird, es erscheint der vergötterte *Herakles*, der

oben auf des Oita Spitze zu den Göttern sich erhob, den wir im tiefsten Leiden erblickten, den wir bewunderten, als er es besiegte; nun erheben wir uns wie er, der durch's Leiden zur Herrlichkeit einging.

Nicht scheide eher, du habest denn  
 Unsere Rede gehört, Sohn des Poias!  
 Wisse Herakles Stimme:  
 Vernimmst du, schauest sein Antlitz!  
 Dir zu Liebe komm' ich der Götter  
 Sitze verlassend,  
 Zeus Rath dir zu verkünden,  
 Den Weg zu wehren, so du bereitest;  
 Du aber vernimm meine Worte!  
 Vor allen red' ich dir mein eignes Loos,  
 Wie große Drangsaal' ich bekämpfend  
 mir  
 Unsterblichkeit gewonnen, wie du siehst.

Auch dir, so glaube, frommt es, dies  
zu leiden,

Dafs nach dem Leiden Ruhm dein Le-  
ben krönt!

Ziehst du mit diesem Mann gen Ilion,  
Des schweren Übels wirst du gleich er-  
lös't,

Und in dem Heer der Erst' ob deines  
Muths,

Wirst du den Paris, alles Unheils Schuld,  
Durch mein Geschofs erlegen, Ilion  
Zerstöhren, und des Sieges besten Preis  
Im Heer gewinnend die Beute nach der  
Heymath,

Zum Vater Poias, zu der Vaterflur  
Des Oita senden. Welche Beute du  
Vom Heer empfängst, als meines Bogens  
Denkmaal

Zu meinem Scheiterhaufen trage sie!  
Auch dir, Achilleus Sohn, anbietet sich  
dies:

Denn weder du ohn' ihn vermagst die

Stadt

Zu nehmen; weder dieser ohne dich!

Gleich zweem verbundenen Leuen schüt-

zet euch,

Er dich, du ihn. Ich aber send' alsbald

Asklepios gen Ilion, deine Pein

Zu tilgen. Denn zum zweyten Male soll

Sie meinem Bogen fallen. Doch bedenkt

Wenn ihr sie stürzt, die Götter fromm

zu ehren;

Dem gleich hält nichts von Allem Vater

Zepa!

*Denn nicht Religion stirbt mit den*

*Menschen;*

*Sie leben oder sterben jene bleibt!*

Das gießt wieder vollen Muth und

Kraft in die Brust, und trägt ahnend

über das Leben und alles Leiden die

Seele empor.

Im *Philoktetes auf Lemnos* vereinigen sich die mannigfaltigsten Beziehungen, die ihm, so schätzbar er ohnehin ist, doch erst seine wahre Bedeutung geben. In Verbindung mit der treischen Pragmatie, welche einen grossen Theil der sophokleischen Stücke ausmachte, enthält er die Gewinnung des verhängnißvollen Werkzeuges, dem Iliön sinken soll, und zugleich auf die herakleische Pragmatie bezogen, die Vollendung der schweren Schicksale des Herakles. Als einzelnes Stück stellt er die Auflösung eines langen zehnjährigen herben Leidens dar. Aber auch hiebey blieb der Dichter nicht stehn, daß Philoktetes nun mit der Welt wieder ausgesöhnt wurde und freudig gen Iliön zog. Des Halbgottes Weissagung mußte Erfolg haben, auf den Jammer mußte desto höhere Freu-

de folgen, und diese neue Glorie strahlte hell im *Philoktetes vor Troia*, der uns leider verloren ist!

Mit diesem Allen habe ich nun keineswegs behaupten wollen, daß jede der alten Tragödien so betrachtet werden müsse, oder in diese Verbindung gesetzt werden könne. Auch will ich es gar nicht bergen, daß *Aristoteles*, der schon um der Philosophie willen den *Euripides* lieber gewann, ihn lobt, weil die meisten seiner Tragödien einen traurigen Ausgang haben, und diese vor den andern, die sich fröhlich endigen, billigt. Er hatte nur die Ansicht der einzelnen Stücke gefaßt, die sich freudig schlossen und diese bekamen allerdings erst Werth durch die Verbindung mit andern, die großes Unglück darstellten. Daß er aber diese Ansicht hatte, ist nicht zu verwundern.

und darf uns nicht irre machen. Er muß überhaupt mit Kritik und Behutsamkeit gelesen und verstanden werden, so viel Vortreffliches er sonst enthält. Denn von den Dichtern selbst konnte er gewiß wenig Aufschluß erhalten, die nach dem platonischen Sokrates als ächt Begeisterte wohl viel Schönes sagten, aber von nichts, das sie gesagt hatten, Rechenschaft zu geben wußten, so daß fast jeder Andre besser über ihre eignen Werke sprach, als sie selbst.

Auch kann das Gesagte nicht schon als voller Beweis gelten; denn alle die Untersuchungen anzustellen, welche dazu gehören, ist hier der Ort nicht. Das alte Drama ist vielumfassend und hier sollte nur sein höchster Gipfel angedeutet werden. Von diesem aus erscheint uns die Tragödie, als *eine große Dis-*



erwartet das Leben, aus ihm herausgegriffen und in höhere Harmonie auflöst. Sie giebt uns eine idealistische Stimmung und versetzt uns dahin, wo der Mensch überhaupt zu Hause seyn, von wo aus er das Leben bilden sollte. Es keimt in ihr auf dem Teppich der Freude eine bangahnende Cypressen- und durch das tiefe Grauen der Nacht leuchtet, oft wie ein lieber Stern ein Blick der Jugend und heiterer Tage.\*) Und zuletzt finden wir uns in einem Garten, wo Myrthen und Rosen blühen neben Cypressen, den wir wohlgemuth durchwandeln, dessen Blumen in unsern Kränzen erst schön und bedeutungsvoll werden.

---

\*) Denn Rück Erinnerungen sind in der alten Tragödie eben so einheimisch, wie Ahnungen.

Hiernächst können wir nun Einiges von der äußern Form des *Wallenstein* reden. Die ganze Handlung ist durch drey Stücke fortgeführt, und diese Form scheint beym ersten Anblicke antik. Das erste, *Wallensteins Lager*, ist ein Gemählde von der Stimmung des Hóeres, dieses kleinen militärischen Reiches in welchem der Herzog unumschränkt gebot. Die *Piccolomini* stellen als Theil des Ganzen die Verkettung der Umstände dar, durch welche Friedland unwiderstehlich zu dem Entschlusse fortgerissen wird, vom Kaiser abzufallen; als Drama für sich entwickeln sie die Verhältnisse der *Piccolomini* zum wallensteinischen Hause — des ältern, auf welchem der Ausgang beruht, der den Knoten schürzt, welcher des Herzogs Schicksaal fest zusammenzieht — des

jüngern, der mit den zartesten Banden kaum an dasselbe geknüpft, gewaltsam davon losgerissen wird — und beyder zu einander. In *Wallensteins Tede* erscheint das Ziel aller dieser Vorbereitungen, die tragische Katastrophe tritt hier erst ein.

Das erste dieser Stücke ist ganz zufällig; die eigentliche Handlung läßt sich auch ohne dasselbe verstehen. Schon dadurch wird die *Trilogie* zerstört, welche innern organischen Zusammenhang haben muß. Das zweyte ist zwar unentbehrlich, um das Ganze einzusehn; *Wallensteins Tod* wird nur durch dasselbe verständlich. Es macht uns mit der ersten Quelle der That, mit dem Zusammengreifen aller der Triebwerke bekannt, durch welche der Ausgang nothwendig erfolgte. Aber eben darum ist

es auch nur *vorbereitend*, hat keine Selbstständigkeit der Handlung, es wird erst durch *Wallensteins Tod* bedeutend und fruchtbar.

Anders verhält es sich mit den Folgen der alten Stücke. Jedes einzelne derselben stellt eine abgeschlossene, ihren eignen Ausgang und Ende erreichende Handlung dar, die in sich selbst sich erklärt und ausbildet, die man gar wohl als ein Ganzes für sich allein nehmen kann, welche aber erst vollständig in der Vereinigung mit mehreren, auf welche ihre einzelnen Theile hinweisen, gefaßt wird. Die Folge, durch welche *Aischylos* die Begebenheiten der *Labdakiden* bis zu den *Epigonen* herab, *Sophokles* die Geschichte der *Helena* leitete, und alles oben Entwickelte, be-  
 tätigen dies zur Genüge: . . . 1.9 . . .

Die Alten bedurften dieser Art von Vorbereitung nicht. Ihre Tragödien heben an bey der scharfen Gränze der Handlung, die sich in ihnen entfaltet, und ruhen auf ihrem eigenthümlichen Postamente. Was nemlich zum Verständnisse derselben nöthig war, wurde (wie auf einer Basis mit Basreliefs, die auf die Gruppe, welche sie tragen, Bezug haben) in den *Prologen* beygebracht, die sich, bald mehr bald minder mit der eigentlichen Tragödie zusammenhängend bey den uns bekannten alten Tragikern finden. *Euripides* schneidet sie nur zu schärf ab, markirt sie genau, und macht sie zu verziert, indem er bald die ganze Reihe der vorhergehenden Begebenheiten, bald den ganzen Erfolg, bald beides, in ihnen ausführt, und mit einer Menge weiser Sprüche durchwebt,

In diesen Prologen setzen die Dichter den Zuschauer auf den Standpunct, von welchem aus er weiter den Bildenden folgen kann. Denn obgleich der Athener in der Geschichte der alten Helden, deren Abkömmling er selbst war, nicht fremd seyn konnte, so bedurfte es doch wohl noch einer Einführung in den tragischen Zusammenhang derselben, wohin vielleicht *Aristoteles* Ausspruch zielt: „Denn auch das Bekannte ist nur Wenigen bekannt!“

Ein solcher Prolog, worin der Zuschauer durch eine sehr ausführliche Exposition mit dem bekannt gemacht wird, was ihm zu wissen nöthig ist, ist der größte Theil der *Piccolomini*. Die Haupthandlung ist in *Wallensteins Tod*, und das Ganze zwischen ihm und den *Piccolomini* getheilt. Denn bey

dem ersten Schritte Friedlands im astrologischen Thurme hebt die eigentliche Tragödie erst an, von da setzt sich alles in Bewegung. Vielleicht wären deswegen beyde Stücke, da ihre Trennung nur zufällig ist, nicht durch eine absolut für sich abgeschlossene Begebenheit nothwendig gemacht wird, besser zu *einem* verschmolzen, das die ganze Handlung ungetheilt enthielte. Es würde sich groß und würdig im astrologischen Thurme eröffnen, welches zugleich der schicklichste Ort wäre, alles zum Verständnisse von des Herzogs Unternehmen Nöthige ohne Zwang und Unwahrscheinlichkeit darzulegen. Und eben so ließe sich dem gegenüber die Wirksamkeit des ältern Piccolomini in der Scene mit Butler und Isolan, und die Ein-

sicht in das Verhältniß des Jüngern in der gleichfolgenden mit seinem Vater eröffnen. Vieles könnte, wenn der Dichter manche schöne Sprüche und Bilder der Kunst aufopfern wollte, zusammengezogen werden, und die drey Stücke, die man ohnehin nicht als eine Trilogie betrachten kann, würden eine verhältnißmäßige Tragödie voll raschen Lebens und Thätigkeit, ohne alles Überflüssige, in gemäßigter Fülle, ausmachen.

Die Vergleichung des *Wallenstein* mit den Alten ließe sich noch weit fortsetzen, bis auf Ausdruck und Bilder. Ich begnüge mich mit dem, was ihn als Kunstwerk, und zwar als *bestimmtes tragisches*, betrifft, und will nur noch dies Einzige berühren.



Obgleich es, vornemlich in den spätern Zeiten der Tragödie, auch in Athen Theaterpartheyen gab, und die Dichter sich nach den Launen und dem Beyfalle des Publicums zu richten angingen (wie wir aus *Aristoteles*, *Gellius* u. a. wissen) so war sie doch in den besten Zeiten viel zu sehr ihrer Würde sich bewußt, als sich irgend einen andern Zweck vorzusetzen außer ihr selbst. Ihre Vortrefflichkeit war es allein, wodurch sie siegen wollte und konnte. Nur ein Mittel gebraucht sie zuweilen, auch außerdem das athenische Volk zu begeistern, das ihr wohl ansteht, weil es groß und würdig ist. Der alte Athener kannte nicht den modernen Kosmopolitismus, er liebte entschieden sein Vaterland, aber es war ihm auch eine Welt, und allenthalben öffnete sich ihm

der freye Blick in's Univerſum. Jeder durch dieſe Liebe erregte Enthuſiasmus hat darum eine Größe und Erhabenheit, die ſich vergebens unter andern Bedingungen erwarten läßt. Dieſe nun berühren die Tragiker wohl, um die Bürger zu gewinnen. Die uralte gefeyerte Würde der großen Athen, die ſchon von Göttern und Heroën geachtet, und durch Orakelsprüche grauer Zeiten zum Lieblingssitze der Olympier, zur Krone von Hellas, erkohren war, gab den Tragödien in den Augen der Bürger einen höhern Werth und bereitete ihnen eine liebevollere Aufnahme, zumal wenn jene in Beziehungen auf gegenwärtige Zeitumstände geſetzt werden konnten, wie bey mehreren der Fall iſt.

Der Dichter des *Wallenstein* hat etwas Ähnliches, wenn auch nicht in

derselben Absicht, und mehr liebenswürdig als bedeutend, versucht. Denn wo ist eine Stadt, ein Volk — — dem man noch so schmeicheln könnte! Hier geben solche Züge, wie die Erwähnung der Fürstenthümer, die sich an der Saale bilden, das Vivat, welches dem Herzog Bernhard gebracht wird, nur angenehme individuelle Beziehungen.

Aber der Patriotismus des Deutschen wird doch angeregt, durch die Gestalt, welche der kräftige Stoff aus der wichtigsten Periode seiner Geschichte, womit das goldne Zeitalter der Deutschland ganz und gar seine Endschafft erreichte, unter Berührung der dichterischen Phantasie gewonnen hat. In den Begebenheiten der deutschen Fürstenthäuser liegt noch reichliche Materie zu achten Tragödien, die nur auf schöpfe-

rische Erwärmung wartet, um sich zu beleben.

Die Natur und Anzahl der griechischen Gedichte hatte auch wohl nicht in der toten Materie ihren Grund, nicht darin; daß sie dem Griechen gleichsam zuwachsen, die ganze Geschichte schon in sich selbst ein Gedicht war. Geschichte ist überhaupt nicht, unabhängig von dem Gemüthe eines Zuschauenden, und nur wenn dieser ein Dichter ist, wird sie selbst ein Gedicht. Sie entspringt erst in der Seele des Vorstellenden, wird demnach immer das Gepräge seines Geistes tragen, sich reihen in der Ordnung und Verbindung, welche dieser ihr giebt, und sich bilden nach der Ansicht, welche er selbst davon nimmt.

Also war auch außer und unabhängig von dem alten Griechen seine Ge-

schlichte nicht dies schöne Gedicht, dies zusammenhängende Kunstwerk; in seiner Seele wurde es erst dazu, in ihr lag auch die Verkettung der Nothwendigkeit und das Schicksaal, das über seinen Heroëngeschlechtern waltete. Aber in dem Augenblicke, wo der alte Barde sie auffaßte, goß er die Farbe seines Geistes darüber, und spätere Geschichtschreiber konnten sie dann freylich nicht anders erzählen, weil sie dieselben ja von ihm nur, also schon mit seinem Kleide angethan, erhalten hatten. Er nur gab den todten Factis Leben und verwandelte das Bedeutungslose in Bedeutungsvolles. Denn er fühlte lebendig das Göttliche in sich, und mit diesem regen feurigen Gefühle wob er seine Welt, sein Eigenthum strömte hinaus in Alles, was er mit Liebe sich

ansignete, und sein innigstes Leben glühte aus Allem ihm entgegen. Diesen reizbaren vom Geiste belebten Sinn denke man sich nun durch ein ganzes Volk ausgebreitet, und man wird leicht begreifen, wie es schnell seine ganze Geschichte in ein Gedicht verwandeln konnte.

Denn nun trug der Grieche nicht bloß seine Ansicht als Beschauer in die Begebenheiten hinein, sondern er ging selbst mit ihr und mit festem Glauben ins Leben. Sie begleitete ihn bey seinen Thaten, sie begeisterte seine Gesänge, und so entsprang alles aus seiner Brust mit höhern Sinne ausgestattet; darum auch mit regerem Leben, tieferer Bedeutung und kräftiger zur Beschauung. All der Zusammenhang in den tragischen Begebenheiten ist also

nur durch die Ansicht des Volks und der Dichter entstanden, hängt ihnen nicht an abgetrennt von derselben. Denn kahl, todt und leer mögten sie jedem Andern erscheinen.

Und warum findet sich doch nicht das Nemliche in den großen Begebenheiten der römischen Geschichte? Allerdings hätte es auch da nicht an tragischem Stoffe gemangelt. Allein der ganze Sinn des Volks war anders, roh und stark, eckig, stolz und arbeitsam. Es goß nicht den zarten Hauch über seine Werke und Umgebung, den unter den Augen des Griechen alles annahm.

Wie würde vielleicht im Gemüthe des Hellenen der alte Romulus und Remus, der Zweykampf und Schwester-mord des Horatius, wie die verketteten Schicksale des tarquinischen Geschlechts,

das sich erhob, wie eins der griechischen, im Strahle des Glücks, und wie eins derselben tief sank, ein Opfer der Rachegöttin, wie würden diese im Griechen sich gestaltet haben! — In dunkler Ferne entsproß es aus dem Boden der geweihten Hellas, und als es in Rom einzog verkündigten ihm schon seine Größe die Zeichen des Jupiter und des königlichen Adlers, und Tanaquil sah sie im Geiste. Tarquinius erhob sein Ehrgeiz und der Götter Rath, die sein Geschlecht den Sterblichen in Herrlichkeit und in Jammer zeigen, und ihre ewige Kraft und über Alles erhabene Macht in ihm kund thun wollten, auf den Thron, von welchem er Ancus Söhne verdrängte, und sein Glanz erfüllte die Stadt. Er wurde vermessen, erhob sich über die Religion und die



Götter, spottete ihres Sehers, und das Zeichen desselben warnte ihn. Doch wuchs er noch immer stattlich, denn die Götter wollten ihn jählings stürzen. Er unterfing ungeheure Werke und auf seinen Wink erhob sich zuerst die Burg des römischen Volks, dem Jupiter durch den Menschenschädel ein eben so kräftiges Zeichen gab, als Athen je empfing. Alles ist voll von Göttern, und noch wirken sie an dem einen Wunder, als sie schon im Verborgnen ein neues bereiten. Sie heben aus dem Dunkel den Armuth ein unscheinbares Kind, und den Pallast erfüllet der Glanz des schlafenden Servius. In diesem mystischen Weben nähert sich der Tag des Zorns und der Rache, Tarquinius fällt vom Throne, den er mit Ungerechtigkeit besessen, durch die Anschläge derer, wel-

ohen er ihn geraubt, mit ihm sein  
 Glanz, den jedoch sein hochherziges  
 Weib wieder anfrischt, und ein Fremd-  
 ling, wie er, wird König in Rom. Aber  
 schon ist dieser Thron ein Boden des  
 Unglücks, da ist keine Sicherheit kein  
 Halten mehr. Wenn Tarquinius durch  
 Übermuth sinken mußte, so steht Ser-  
 vius nun zwar gut und rein, aber mit  
 einer Macht bekleidet, die wieder den  
 Söhnen des Tarquinius entwandt war.  
 So ist Unthat durch Unthat verdrängt,  
 ein geraubtes Reich durch neuen Raub  
 gerächt, und das Schicksaal hat freye  
 Hände. Nun umzieht es den guten Ser-  
 vius, welcher nur dem Zureden der Ta-  
 naquil nachgegeben, und verstrickt ihn  
 immer fester. Männer - und Weiber-  
 mord füllt sein Haus, Dolch und Gift  
 und frevelhafte Ehe. Endlich sinkt er

selbst, wiewohl unschuldig und fromm, von der Hand des Sohns seines Vorgängers und seine eigne Tochter schmäh't seinen Leichnam — ein Fall der schrecklich und so tragisch ist, als irgend ein griechischer! Sein Mörder Tarquinius hebt sich auf den Thron, der nun einmal von Blute schlüpfrig und den Menschen ein Zeichen gesetzt ist. Unbeschränkt ist sein Übermuth durch göttliche Verblendung, die alten römischen Geschlechter beugt er in den Staub, und gerade als er auf's Höchste getrieben ist, sein Sohn aller Menschenrechte und der Götter spottet, giebt Lucretia, die als unschuldiges Opfer des Schicksals fällt, das Zeichen; im Augenblicke, wo er trotz't auf seine Macht, zerstiebt sie, und er wandelt einsam ein armer Verbannter. Noch locken ihn die

